

Sylvie-Sophie Schindler: Die Kunst der Anzüglichkeit

Nummer 16 – 18. April 2024 – 92. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 7.40

DIE WELTWOCHEN



Schweizer Rebelle

Markus Somm würdigt Jean Ziegler.

Im Zweifel für Israel

Alles, was wir sind, wurzelt im Judentum.

Roger Köppel

Waffenbasar am Bürgenstock

Selenskyjs Erwartungen an Cassis' Friedenskonferenz.

Rafael Lutz

Wolf von Hollywood
Wie Kevin Costner
den Western zum Leben
erweckt



Der neue Passat

Viel Platz für Ihr Leben

Unser beliebter Kombi fasziniert mit Eleganz und Sportlichkeit. Er verbindet grosszügiges Platzangebot mit hohem Reisekomfort. Dazu besticht er mit innovativen Technologien wie z. B. den ergoActive-Sitzen mit Massagefunktion. So ist entspanntes Ankommen garantiert, egal ob beim Business Lunch oder beim Fussballtraining der Kinder. Kurz: Auch Ihr Alltag wird im neuen Passat komfortabel Platz finden.

Jetzt Probe fahren



Im Zweifel für Israel

Verzichtet auf Gegenwehr, wenn euch jemand Böses antut! Mehr noch: Wenn dich jemand auf die rechte Wange schlägt, dann halte ihm auch die linke hin.
Jesus von Nazareth

Der Krieg in Gaza löst Empörung aus. Am Anfang war das Entsetzen gross über den Terrorangriff der Hamas. Mittlerweile verdrängt die Kritik an Israel das Anfangsgrauen. Auch wenn die Opferzahlen der Hamas-Behörden kaum stimmen dürften, ist die Zahl der Toten, darunter Tausende von Frauen und Kindern, ungeheuerlich.

Bomben sich die Israeli in den Untergang? So sehen es die schärfsten Kritiker, darunter einige, die wenig Sympathien für den Judenstaat empfinden. Manche sprechen gar von einem «Völkermord», doch der Vorwurf geht fehl. Ist es nicht, wenn schon, die Hamas, die als Terroristen-Guerilla die Palästinenser verheizt?

Wenn es nur so einfach wäre. Die Hamas ist die Fratze eines Hasses, der sich auf den von Israel beherrschten Gebieten staut und nun explodierte. Was aber hätte die Regierung Netanjahu tun sollen gegen einen Feind, der sich unter Schulen und Spitälern einbunkert, die eigene Bevölkerung als Schutzschild im Bombenhagel opfert?

Der Konflikt zwischen Juden und Arabern ums Heilige Land ist biblisch. Einst marschierte Mohammed ins zerstörte Jerusalem. Der grosse Eroberer sah sich und die Seinen als Nachfolger der aus den Tempelruinen vertriebenen Juden: Nicht mehr ihr, wir sind jetzt Gottes auserwähltes Volk! So dürfte es der Prophet damals gesehen haben.

Wo sich Politik und Religion seit Jahrtausenden vermischen, wird es schwierig für den mitteleuropäischen Verstand. Wer behauptet, diesen gordischen, sich seit Menschenaltern immer mehr verwirrenden Knopf durchschlagen zu können, betrügt. Leider gibt es kein simples Patentrezept, keine schwarzwisse Lösung.

Auch ich habe keine parat, aber es gibt Ahnungen, Intuitionen, die womöglich etwas Orientierung liefern. Im Krieg geht es darum, Loyalitäten zu klären, zu wissen, wo man steht. Nein, ich behaupte nicht, die Hamas habe am

7. Oktober die Schweiz attackiert. Aber der Angriff berührt uns mehr, als wir zu denken wagen.

Die Schweiz ist ein christliches Land. Das zu sagen, ist heute eine Provokation. In einer Zeit, die an alles Mögliche glaubt, ist der christliche Glaube anstössig, verdächtig geworden. In seiner Ausschliesslichkeit steht er gegen alle anderen Glaubenssysteme, die man früher Aberglauben nannte.

Die Schweiz ist unentrinnbar christlich. Das heisst, unsere Schweiz, Teil der europäischen Kultur, bleibt auch dann christlich geprägt, wenn viele ihrer Einwohner vom christlichen Glauben nichts mehr wissen wollen. Unser Denken, Handeln und Urteilen, unsere Institutionen, unsere Demokratie sind ein christliches Produkt.

Die Wurzel des Christentums aber ist das Judentum. Alles, was wir sind und was wir geschichtlich wurden, wurzelt in der jüdischen

Die Schweiz ist ein christliches Land. Das zu sagen, ist heute eine Provokation.

Kultur. Jeder Angriff auf die Juden als Juden ist so gesehen ein Angriff auch auf uns, denn die Todfeinde des Judentums, das ist geschichtlich erwiesen, waren stets die Feinde auch der christlichen Zivilisation.

Das gilt gerade dort, wo sich der Judenhass am bestialischsten austobte, in den beiden Massenmörderideologien des 20. Jahrhunderts. Hitler machte Ernst mit seiner Judenvernichtung. Seinen Antipoden Stalin hinderte nur ein Hirnschlag an der Vollstreckung bereits geplanter antijüdischer Pogrome.

Was die National- und die Internationalsozialisten verband, war der institutionalisierte Amoklauf gegen das jüdisch-christliche Abendland. Beide Diktaturen standen für eine Welt ohne Gott, für eine Welt der blossen Materie, in der sich am Ende die weltlichen Machthaber zu Ersatzgöttern erklärten, denen unter Todesdrohung zu huldigen war.

Ich stelle diese Bezüge nicht deshalb her, weil ich die Kriegführung der israelischen Führung gegen die Hamas rechtfertigen oder beschönigen möchte. Beim Anblick der Zer-

störungen bin ich so fassungs- und ratlos wie jene, die ihrer Wut der Ohnmacht durch masslose Anschuldigungen nach dieser oder jener Seite ein Ventil verschaffen.

Allerdings halte ich es für wichtig, unseren Standort als Schweizer in Bezug auf Israel zu begreifen. Wir stehen auf der gleichen Seite und sind mit gemeint, wenn Juden ermordet werden, einfach deshalb, weil sie Juden und wir Christen sind. Hamas & Co wollen das Jüdische ausmerzen – die Wurzel unserer eigenen Kultur.

Das Existenzrecht Israels kann uns darum nicht egal sein. Israel steht uns näher, ist bei allen Konflikten zwischen Christen und Juden über die Jahrhunderte letztlich ein Teil von uns selbst, ein Kernelement gerade unserer Identität. Wir haben ein Interesse daran, dass die seit Jahrtausenden verfolgten Juden einen sicheren Ort zum Leben haben.

Was aber heisst das nun für die Schweiz? Sollen wir mit der Waffe in der Hand an der Seite der israelischen Truppen gegen die Hamas kämpfen? Müssen wir unsere Neutralität aufgeben, um uns mit aller Kraft in diese existenzielle Auseinandersetzung zwischen Juden und Muslimen hineinzustürzen?

Davon rate ich ab. Die glaubensgeschichtliche Verbundenheit mit Israel bedeutet für die Schweiz, dass wir uns im Rahmen unserer Möglichkeiten für das Existenzrecht der Juden zu engagieren haben und damit für den Frieden. Unser bewährtes Instrument dafür ist die Neutralität. Denn wir dürfen nichts tun, was die eigene Sicherheit gefährdet.

Zweitens sollten wir uns fragen, wie viele Muslime die Schweiz verkraftet, wie viel islamische Zuwanderung wir zulassen wollen, können, dürfen. Die Geschichte lehrt, dass das Zusammenleben oft konfliktreich war. Noch ist die muslimische Kultur nicht frei von Ambitionen der Unterwerfung und Eroberung. Das gilt es zu beachten.

Vielleicht liefert das Christentum einen Lösungsansatz für den Gaza-Krieg. Judentum und Islam folgen dem alten Grundsatz: «Auge um Auge, Zahn um Zahn.» Die Christen glauben – «Liebet eure Feinde» – ans Verzeihen. Solange sich Juden wie Muslime der christlichen Einsicht verschliessen, wird der biblische Ur-Konflikt nicht enden. R. K.

RANGE ROVER
SPORT



Plädoyer für die Anzüglichkeit, Europäischer Gerichtshof gegen die Schweiz, Kevin Costners ungewöhnliche Karriere, Robert Hunger-Bühler über Haikus

Anzüglichkeiten sind ein Minenfeld. Zum guten Ton gehörten sie zwar nie, trotzdem genossen sie eine gewisse Salonfähigkeit. Im derzeitigen woken Ideal der Reinheit und in dessen klar umrissenem Gut und Böse hat die verbale Zweideutigkeit aber nichts mehr zu suchen. Schade, findet unsere Autorin Sylvie-Sophie Schindler. In ihrem Plädoyer für Unschärfe und Zwischentöne geht sie dem gesellschaftlichen Phänomen auf den Grund. **Seite 14**

Der neuste Schuldspruch des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EGMR) gegen die Schweiz hat wenig Begeisterung, aber viel Konsternation ausgelöst. Wie konnte es dazu kommen, dass sich unser Land angeblich gegen die Rechte von selbsternannten «Klimaseniorinnen» vergangen haben soll? Der Ursprung liegt am Beitritt in den Europarat 1963 und zur EMRK 1974. Es gab schon damals einzelne Politiker, die vor fremden Richtern warnten und die Klagen von einzelnen Personen gegen Staaten absurd fanden. Doch sie wurden bundesrätlich beruhigt: Eine Verurteilung der Schweiz sei undenkbar. **Seite 20**

Schauspieler Kevin Costner schlug stets eigene Wege ein. Manch einer rieb sich die Augen, als der Frauenschwarm Anfang der neunziger Jahre den Western aus der Versenkung hob und mit «Dances with Wolves» den Regie- und den Produzenten-Oscar holte. Die Faszination für das archetypische amerikanische Filmgenre liess ihn nicht mehr los. Jetzt, mit 69, legt er



Mehr Zweideutigkeiten, bitte.

nach: Dieses Jahr bringt Costner seinen Mehrteiler «Horizon: An American Saga» ins Kino. Unser Autor Harold von Kursk hat den bodenständigen Hollywoodstar mehrmals getroffen und sich mit dessen ungewöhnlicher Karriere auseinandergesetzt. **Seite 54**

Das japanische Haiku ist die kürzeste Gedichtform der Weltliteratur: Es umfasst immer nur drei kurze Zeilen, die ein konkretes Ereignis beschreiben, oft eine Naturbeobachtung und da-

durch ausgelöste Gefühle. Haikus haben eine jahrhundertealte Tradition, die bis heute lebendig ist – allein in Japan schreiben zwei Millionen Menschen regelmässig Haikus. Der Schauspieler Robert Hunger-Bühler hat vor zwanzig Jahren die Magie dieser poetischen Form entdeckt. Seither haben ihn die Haikus nicht mehr losgelassen, diese Meisterwerke in wenigen Silben, in denen die Sprache in einen Schwebestand gerät. **Seite 60**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** AVD Goldach AG, Sulzstrasse 10-12, 9403 Goldach.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Sehr englisch: Liz Hurley, Seite 23



Wie die Schweiz zum EGMR kam: Seite 20



Meisterwerk: Kevin Costner, Seite 54

DIESE WOCHE

- 4 Editorial
- 6 Intern
- 8 Eilmeldung Aktivisten am Tribunal
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Grégoire Junod
- 10 Bern Bundeshaus Alte Rivalitäten
- 12 Weisheit des Herzens
Die letzte Garderobe
- 14 Darf's ein bisschen anzüglich sein?
Mehr Zweideutigkeiten, bitte
- 16 Zürich Junge Tat am SVP-Wahlaufakt
- 16 Wandelhalle
- 18 Mörgeli Ende des Sechseläutens
- 18 Geimpft und verstorben Brisante
Sterbestatistik aus Grossbritannien
- 19 Peter Bodenmann
Butter-Rösti für Thunstetten Solar?
- 20 Am Ursprung des Schlamassels
EGMR gegen Schweizer Selbstverständnis
- 22 Babel an der Limmat
Zürcherinnen machen sich zum Gespött
- 23 Elizabeth Hurley
Eine sehr englische Karriere
- 24 Arabische Schützenhilfe für Israel
Iranische Luftattacke war ein Flop
- 25 Sechseläuten Schweizer Pannen-TV
- 26 Schauprozess gegen Trump
Eine politisch motivierte Farce
- 27 Kurt W. Zimmermann
Ueli, der Medienstar
- 28 «Brandmauern haben in einer
Demokratie nichts zu suchen»
Rupert Scholz über die deutsche Krise
- 32 Bern Millionen-Rente für den Bundesrat

- 32 Capri ist überall
Ein Sommer für die Dreiviertelhose
- 33 Herodot Überregierung EGMR
- 34 «Der Zeitgeist ist gegen uns»
Corina Gredig über die Flaute der GLP
- 35 Inside Washington
- 36 Norwegens Tabuzonen
Windmühlenkolonie der EU
- 37 Anabel Schunke
Das Narrenschiff hat angelegt
- 38 Pascal Lottaz
Wer hat Angst vor der Neutralität?
- 41 Barcelonas Milliarden-Junge
Lamine Yamal ein neuer Messi?
- 42 Wie herrlich, Anti-Schweizer zu sein
Markus Somm würdigt Jean Ziegler
- 44 Das indiskrete Interview
Fabien Rohrer, Snowboard-Legende
- 45 Waffenbasar am Bürgenstock
Was Selenskyj von Cassis will
- 46 Achtung, Prävention!
Vorsichtsmassnahmen gefährden Freiheit
- 48 Ungarns neuer Messias wird gekreuzigt
Alle gegen Péter Magyar
- 49 Tamara Wernli
Glückswaffe für die Beziehung
- 50 Leserbrief
- 51 Nachrufe O.J. Simpson, Roberto Cavalli
- 52 Beat Gygi Spitäler tun nicht, was sie sollten

HOLLYWOOD: KEVIN COSTNER

- 54 Wolf von Hollywood
«Horizon» als Höhepunkt
einer eigenwilligen Karriere

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Das Leben wird ein Epigramm
Robert Hunger-Bühler über den Haiku
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Traum in der Tasche
Spezialeffekt-Gestalter Dickreuter
- 68 Fernsehen
- 68 Film «Civil War»
- 69 Kunst Nacht – träumen oder wachen
- 70 Serie «Ripley»
- 71 Klassik Johannespassion
- 71 Jazz Fred Hersch
- 72 Unterwegs Leben im Jetzt

LEBEN HEUTE

- 74 Wunderbare Welt
- 74 Unten durch
- 75 Sex
- 76 Zeitzeichen
- 77 Häuser
- 77 Thiel Klimaverwandtschaft
- 78 Bei den Leuten
Ski-Weekend der Weltwoche in Arosa
- 80 Essen
- 80 Wein
- 81 Auto
- 81 Objekt der Woche
- 82 Sinn des Lebens
Zoë Jenny, Schriftstellerin

Aktivisten am Tribunal

Wer sind die Richter, welche die Schweiz wegen Klima-Versäumnissen verurteilt haben? Eine Recherche zeigt: Gleich bei mehreren tauchen eindeutige Interessenkonflikte auf.

Rafael Lutz

Die Schweiz verletze die Menschenrechte von Seniorinnen, weil das Land zu wenig gegen die Klimaerwärmung unternehme. Zu diesem Urteil ist der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) gekommen. Das «Klima-Urteil» polarisiert und hat eine hitzige Debatte ausgelöst.

«Eine wichtige Gelegenheit»

Kaum Aufmerksamkeit haben bisher die EGMR-Richter erhalten, die den Entscheid gegen die



Sartre, de Beauvoir und Camus:
EGMR-Richterin Kucsko-Stadlmayer.

Schweiz zu verantworten haben. Eine Recherche auf sie zeigt: Gleich mehrere von ihnen weisen Interessenkonflikte auf. Besonders ins Auge fällt das bei der Österreicherin Gabriele Kucsko-Stadlmayer. Die 68-Jährige ist seit 2015 Richterin beim EGMR. Zuvor war sie als Professorin für Verfassungs- und Verwaltungsrecht an der Universität Wien tätig gewesen.

Das Rechtsverständnis der Akademikerin: «Ziel unseres Tuns als Juristen ist es nicht nur, Normen zu analysieren, sondern auch die Dinge des Lebens zum Besseren zu wenden.» Von 2000 bis 2022 sass Kucsko-Stadlmayer, die in ihrer Jugend Sartre, de Beauvoir und Camus las und eine grosse Opernliebhaberin ist, in der Österreichischen Juristenkommission.

Hier wird es interessant: Denn bei der genannten Organisation handelt es sich um den österreichischen Ableger der Internationalen Juristenkommission (ICJ), die in Genf beherbergt ist. Sie wurde 1952 in Westberlin mit dem Ziel gegründet, Menschenrechtsverletzungen in der russischen Besatzungszone zu untersuchen. Finanziert wurde die ICJ zu Beginn auch von der CIA.

Pikant ist die Rolle der ICJ im sogenannten Klimaprozess. Denn just die ICJ intervenierte gemeinsam mit der Schweizer Sektion (ICJ-CH) als Drittpartei zugunsten der Klimaseniorinnen. In ihrer Stellungnahme für den EGMR argumentierte die ICJ 2021, dass Artikel 8 der Europäischen Menschenrechtskonvention verletzt sei, der das Recht auf ein Privatleben vorsehe. Für die Richter war dieser Artikel ausschlaggebend bei der Verurteilung der Schweiz.

Ebenso parteiisch ist die deutsche EGMR-Richterin Anja Seibert-Fohr. Auch die Mittfünfzigerin trägt einen Professorentitel und war vor ihrer Tätigkeit in Strassburg Inhaberin der Hengstberger-Proessur für Grund- und Zukunftsfragen des Rechtsstaats an der Universität Heidelberg.

Von Januar 2013 bis Februar 2018 gehörte sie dem Uno-Menschenrechtsausschuss an, der dem Büro des Hohen Uno-Kommissars für Menschenrechte angegliedert ist. Michelle Bachelet, die dieses Amt 2021 bekleidete, setzte sich damals für die Klimaseniorinnen ein. Ihr Fall sei eine «wichtige Gelegenheit», Staaten zur Rechenschaft zu ziehen, wenn diese keine Massnahmen gegen die «drastischen Auswirkungen des Klimawandels» ergreifen würden, schrieb Bachelet in ihrer Stellungnahme für den EGMR.

Die Geschäftsordnung des EGMR besagt, dass Richter in den Ausstand treten müssen, sobald ein «persönliches Interesse» an der Rechtssache vorliegt. Laut dem EGMR sei dies jedoch im Fall von Kucsko-Stadlmayer und Seibert-Fohr nicht der Fall gewesen. Die Pressestelle des EGMR hierzu: «Richter treten nur dann zurück oder werden abberufen, wenn ihre Unabhängigkeit oder Unparteilichkeit berechtigterweise in Zweifel gezogen werden kann.» Verbindungen zu Drittparteien spielten in der Regel keine

«Ziel unseres Tuns als Juristen ist es auch, die Dinge des Lebens zum Besseren zu wenden.»

Rolle, da es sich bei ihnen um nicht direkt Beteiligte handle. Legalistisch mag das alles stimmen. Gleichzeitig stellt sich die Frage: Haben Stellungnahmen ehemaliger Arbeitgeber, deren Weltanschauung man teilt, keinen Einfluss auf die Entscheidung der Richter?

Verbindungen zu Soros-Foundations

Weitere Richter, die die Schweiz jüngst verurteilten, sind eng verstrickt mit den Open Society Foundations (OSF), die der amerikanische Milliardär Georges Soros gegründet hat. Die Organisation begrüsst den sogenannten Klimapakt 2020 der Europäischen Kommission und setzt sich für das Netto-null-Ziel ein.

Für die OSF hatte etwa der albanische Richter Darian Pavli gearbeitet. Pavli studierte an der von Soros ins Leben gerufenen Central European University (CEU). Von 2003 bis 2015 war er Jurist bei der Open Society Justice Initiative.

Auch der norwegische Richter Arnfinn Bardsen hat Verbindungen zu den OSF. Er war Gastwissenschaftler am European University Institute in Florenz, das wiederholt Geld von den OSF erhalten hat. Bereits 2020 war eine Studie der konservativen Denkfabrik European Centre for Law and Justice zum Schluss gekommen, dass mehr als 10 Prozent der Richter mit den OSF verbandelt waren. Sieht so eine unabhängige Justiz aus? Zweifel sind angebracht.

Lieber Grégoire Junod

Als Stadtpräsident von Lausanne können Sie sich rühmen, einen Rekord zu halten, der der «Olympiastadt» nicht wirklich zu Ehren gereicht. Es gibt in keiner anderen Schweizer Stadt so viele Bettler aus Rumänien und Bulgarien wie bei Ihnen. Sie treiben hier bandenmässig ihr Gewerbe, halten die Leute auf dem Markt auf, verfluchen sie, wenn sie nichts geben, betteln selbst in Poststellen und in der Bahnhofhalle.

Die Touristen fühlen sich verunsichert, die älteren Bewohner beklagen sich und verstehen nicht, dass an jeder Strassenecke im Zentrum, neben jeder Bank, neben Geschäften und Cafés, vor Kirchen und Konzerthallen Bettler die Passanten anschnorren dürfen, mit grotesken Lügen über Krankheiten, Hunger, Schwangerschaft.

Die erfolgreichste Lüge ist das angeblich mangelnde Geld für die Heimreise nach Bulgarien. So mancher ist darauf hereingefallen,



Armselige Antwort auf ein echtes Problem:
Stadtpräsident Junod.

hat einem Bettler ein paar Noten zugesteckt, damit er endlich das Land verlasse. Doch der Mann ist seit Monaten wieder hier. Wer sich bei Polizisten beschwert, hört stets das Gleiche.

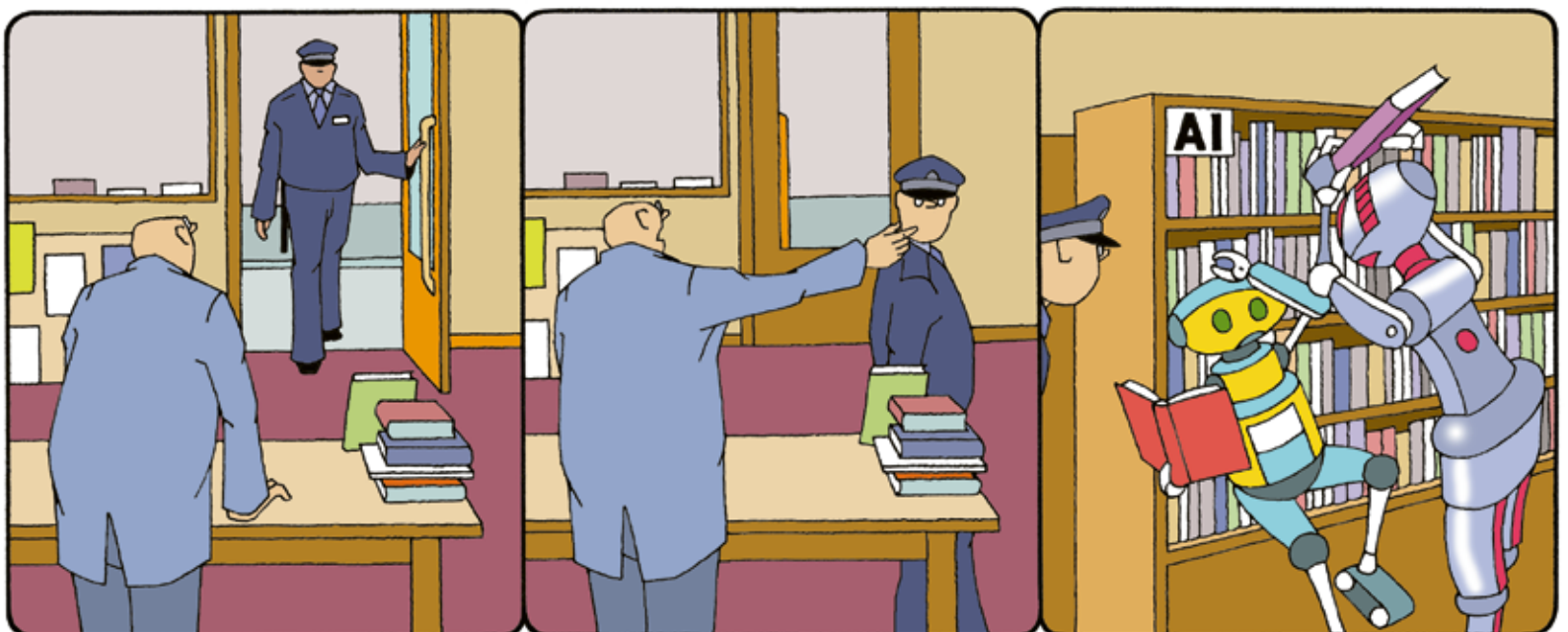
Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte habe beschlossen, dass man die Bettler betteln lassen müsse, auch im Bahnhof. Das

habe die Stadtregierung so befohlen. Selbstverständlich will niemand das Betteln total verbieten. Aber selbst das Bundesgericht, das bei uns immer noch zuständig ist, hat klar gesagt, dass gewerbmässiges Betteln untersagt werden kann, dass Leute, die nur zum Betteln in die Schweiz gekommen sind, weggewiesen werden dürfen. Dass aktives Angehen der Passanten geahndet werden kann. So wird es in anderen Städten längst gehandhabt. Nur in Lausanne kümmert man sich einen Deut um das Problem.

Wie hat es eine der Ihren so schön gesagt? Es ist doch gut, die Armut auf dieser Welt sichtbar zu machen. Ich meine: In Lausanne sieht man heute vor allem die armselige Antwort auf ein echtes Problem durch den Stadtpräsidenten.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



Alte Rivalitäten

Bei der Abstimmung über den Mantelerlass fällt die Berner SVP in alte Rollenmuster zurück. Wann merkt es Verkehrsminister Albert Rösti?

Es müsste schon fast ein Wunder geschehen, damit die SVP Kanton Bern bei ihrer Delegiertenversammlung am 23. April in Thun beim Gesetz über eine sicherere Stromversorgung mit erneuerbaren Energien (Mantelerlass) die Nein-Parole beschliessen würde. Von den acht Berner National- und Ständeräten sind bloss Thomas Knutti und Erich Hess auf Linie der SVP Schweiz, welche diese Vorlage ablehnt.

Aushängeschilder wie Ständerat Werner Salzmann oder die Nationalräte Lars Guggisberg und Manfred Bühler engagieren sich gar prominent im Abstimmungskomitee für den Mantelerlass. Kurz: Es ist kompliziert, und die *Berner Zeitung* warf bereits ganz besorgt die Frage auf, ob der SVP nun deswegen eine ZerreiSSprobe bevorstehe.

Kantonalpräsident Manfred Bühler versucht indessen den Ball flach zu halten. Noch sei nichts entschieden, sagt der Bernjurassier. «Sollte es zu einer abweichenden Parole kommen, reflektiert dies die politische Diversität der Standpunkte in einer breiten Volkspartei mit nahezu 30 Prozent der Stimmen. Es ist nichts Ausserordentliches, wenn zwischendurch zu einem bestimmten Thema eine Kantonalpartei von der Parole der SVP Schweiz abweicht», so der Berner Parteichef.

Staatsgläubige Berner SVP

Nationalrat Thomas Matter, Vizepräsident der SVP Kanton Zürich, gibt trotzdem zu bedenken: «Die Delegiertenversammlung der SVP Schweiz ist das höchste Organ unserer Partei. Sie hat mit deutlicher Mehrheit den Mantelerlass abgelehnt. Ich erwarte deshalb schon, dass die parteiinternen Befürworter dieser Vorlage sich beim Abstimmungskampf etwas zurückhalten.» Ob diese sich dann tatsächlich so verhalten werden, muss sich aber erst noch zeigen.

Differenzen zwischen der SVP Schweiz und der Berner Kantonalpartei gab es immer wieder, seit Christoph Blocher den EWR-Vertrag 1992, gegen den Willen des damaligen SVP-Bundes-



Zwei Strömungen: Bundesrat Rösti.

rates Adolf Ogi und seiner Berner Prätorianergarde, bodigte. Blocher übernahm in der Folge das Ruder und trimmte die Partei auf Erfolgskurs, ohne Rücksicht auf die Befindlichkeiten

Aushängeschilder wie der Ständerat Werner Salzmann engagieren sich für den Mantelerlass.

der eigenen Bundesräte. Die staatsgläubige Berner SVP tat sich lange schwer damit, besonders wenn einer ihrer Parteileute Bundesrat war.

1998 gab es einen kleinen Aufstand der Berner gegen Christoph Blocher unter Führung des damaligen SVP-Fraktionschefs Samuel Schmid (er wurde später Bundesrat), weil ihnen das Parteiprogramm missfiel.

Zwischen 2000 und 2006 leitete Nationalrat Hermann Weyeneth die SVP des Kantons Bern. Auch er kritisierte in den Medien gerne demonstrativ Blochers Kurs.

Die Konflikte zwischen der Berner Partei und der von Zürichern dominierten Mutterpartei spitzten sich zu, als das Parlament den früheren «Putschisten» und wilden Kandidaten Samuel Schmid in den Bundesrat hievte.

Von den eigenen Leuten als halber Bundesrat verspottet, hatte Schmid einen schweren Stand gegen Christoph Blocher und Parteipräsident Ueli Maurer. Schmid trat 2008 aus der SVP aus und gründete mit weiteren unzufriedenen SVP-Mitgliedern die neue Bürgerlich-Demokratische Partei Schweiz (BDP).

Berner profitieren vom Mantelerlass

Die heutige Berner Kantonalsektion, deren Spitze sich gegen den Entscheid der SVP-Delegierten zum Mantelerlass stellt, ist von der Ausrichtung her kaum mehr mit jener aus den 1990er Jahren und den nuller Jahren vergleichbar. Die Berner sind auf Parteilinie, dies spiegelte sich auch in der Wahl von Albert Rösti 2016 zum Parteichef der SVP. Rösti vereinte beide Strömungen in einer Person, den alten Berner Etatismus und den harten Rechtskurs der Mutterpartei.

Er brachte im Parlament die SVP dazu, den Mantelerlass zu schlucken, weil er unbedingt die Realisierung von fünfzehn Wasserkraftprojekten, das Herzstück der Vorlage, sicherstellen wollte. Bern gehört hier mit dem Wallis und dem Kanton Graubünden zu den grössten Profiteuren. So soll das Fassungsvermögen des Grimselsees mit einer Erhöhung der beiden Staumauern dieses Sees gesteigert werden. Auch beim Oberaarsee will man die Talsperre aufstocken. Zudem soll im Gebiet Trift ein neuer Stausee entstehen – alles mit grosszügiger Subventionierung.

Das schiebt auch die Berner SVP in den Vordergrund. Man darf allerdings daran zweifeln, ob die Berner den Mantelerlass mit dem gleichen Elan unterstützen würden, wenn im Infrastrukturdepartement Uvek noch SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga das Sagen hätte. Aber das ist eine andere Geschichte.

Sommertage
auf dem Fluss



THURGAU
TRAVEL



12 Tage ab
CHF 2090* p.P.

Flusstrio auf Rhein, Main und Mosel BASEL-WÜRZBURG-TRIER-BASEL MS THURGAU GOLD

- TAG BASEL** Individuelle Anreise nach Basel. Einschiffung und um 16:00 Uhr «Leinen los!».
- TAG FLUSSTAG** Schifffahrt entlang des Rheins.
- TAG MILTENBERG** Flussfahrt nach Miltenberg. Rundgang⁽¹⁾ mit Brauhausbesichtigung oder Ausflug⁽³⁾ zum Wasserschloss Mespelbrunn.
- TAG WÜRZBURG** Ankunft in Würzburg. Transfer⁽¹⁾ in die Innenstadt mit Besuch der bischöflichen Residenz und Altstadt Rundgang. Alternativ Ausflug⁽³⁾ nach Rothenburg ob der Tauber.
- TAG WERTHEIM** Rundgang⁽¹⁾ durch Wertheim und Besuch des Glasmuseums oder Ausflug⁽³⁾ zum Kloster Bronnbach. Weiterfahrt nach Mainz.
- TAG MAINZ** Ankunft in Mainz. Rundgang⁽¹⁾ durch die Stadt und Besuch des Gutenberg-Museums. Alternativ Führung⁽³⁾ durch die Sektellerei Kupferberg⁽³⁾. Am Nachmittag freie Zeit.
- TAG TRABEN-TRARBACH** Fahrt entlang der Mosel. Ankunft in Traben-Trarbach und Besuch⁽¹⁾ des Keller gewölbes, der sogenannten «Unterwelt». Eine Weinverkostung rundet den Ausflug ab.
- TAG TRIER** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch Trier mit berühmter «Porta Nigra». Geniessen Sie die Schifffahrt und die Aussicht auf die Flusslandschaft.
- TAG RÜDESHEIM** Passage des «Romantischen Rheins». Ankunft in Rüdesheim. Fahrt mit dem Winzerexpress (inkl.). Am Nachmittag freie Zeit.
- TAG RÜDESHEIM-WORMS** Fahrt nach Worms. Während eines Rundgangs⁽²⁾ lernen Sie die jüdische Geschichte der Stadt kennen und besuchen eindrückliche jüdische Monumente.
- TAG KEHL** Während der Weingutbesichtigung⁽¹⁾ erfahren Sie viel Wissenswertes über die Weinregion und verkosten Weine aus dem Elsass.
- TAG BASEL** Ausschiffung nach dem Frühstück und individuelle Heimreise.

Reisedaten 2024 Es het solangs het Rabatt

15.06.–26.06.	900	19.07.–30.07.	900
08.07.–19.07.	1000	30.07.–10.08.	800

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Vegetarische Menüoptionen
- Vegane Mahlzeiten auf Voranmeldung
- Fahrt mit dem Winzerexpress in Rüdesheim
- Thurgau Travel Kreuzfahrtleitung
- Persönliche Reiseunterlagen
- Audio-Set bei allen Ausflügen

Preise pro Person in CHF (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck Standard hinten	3090
2-Bettkabine Hauptdeck Standard	3190
2-Bettkabine MD Supérieur hinten, Infinity-Balkon	3890
2-Bettkabine MD Supérieur, Infinity-Balkon	4090
2-Bettkabine OD Deluxe hinten, Infinity-Balkon	4190
2-Bettkabine OD Deluxe, Infinity-Balkon	4290
Gold Suite OD (ca. 23 m ²), Infinity-Balkon ⁽⁵⁾	5190
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck ⁽⁶⁾	0
Zuschlag Alleinbenutzung Mitteldeck	1390
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck	1490
Ausflugspaket (7 Ausflüge)	285
Getränkpaket (Details online)	352

⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich

⁽⁶⁾ Limitierte Kabinenzahl, regulärer Preis auf Anfrage

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise zum/vom Schiff, Versicherungen, Ausflüge, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung € 5–10 p.P./Tag), Auftragspauschale CHF 25 p.P. (entfällt bei Buchung über thurgautravel.ch)



Informationen oder buchen
thurgautravel.ch
Gratis-Nr. 0800 626 550



Porta Nigra, Trier



MS Thurgau Gold

Weitere Sommer-Flussreisen



7 Tage ab CHF 990 p.P.

Auf dem Fluss zum vollen Genuss

NEU BASEL–SPEYER–COCHEM–BASEL
MS EDELWEISS

VERKOSTUNG EDLER REGIONALER WEINE
GETRÄNKEPAKET INKLUSIVE
(KAFFEE/ TEE, SOFTGETRÄNKE, HAUSWEIN,
BIER, SEKT UND TAGESCOCKTAILS)

Reisedaten 2024

18.08.–24.08.	30.08.–05.09.
24.08.–30.08.	



8 Tage ab CHF 1690 p.P.

Ab Portos Küste ins schöne Dourotal
PORTO–BARCA D'ALVA–RÉGUA–PORTO
MS DOURO SPIRIT

UNESCO-WELTKULTURERBE DOURO-TAL

PORTO – STADT DES PORTWEINS

WEINBAUGEBIET ZWISCHEN TRADITION
UND MODERNE

ALLE KABINEN MIT FRANZÖSISCHEM BALKON

Reisedaten 2024

03.06.–10.06.	19.08.–26.08.
01.07.–08.07. ⁽⁹⁾⁽¹¹⁾	30.09.–07.10. ⁽¹⁰⁾
08.07.–15.07. ⁽¹¹⁾	07.10.–14.10.
15.07.–22.07. ⁽¹¹⁾	04.11.–11.11. ⁽⁹⁾⁽¹¹⁾
12.08.–19.08.	

⁽⁹⁾ Vorprogramm Porto buchbar

⁽¹⁰⁾ Aktives Vorprogramm Porto buchbar

⁽¹¹⁾ Kein Verlängerungsprogramm buchbar

SOMMER-FLUSSREISEN 2024



Jetzt Katalog bestellen:
thurgautravel.ch/kataloge

Die letzte Garderobe

Ob im Smoking zu erscheinen eine gute Idee ist, ist fraglich.



Nackt am Tag des Weltuntergangs.

Ich stand wie jeden Morgen vor meinem Kleiderschrank, aus dem Radio klang eine zarte Bach-Fuge, und plötzlich übernahm meine weibliche Seite, und ich dachte: so viele Kleider und doch nichts zum Anziehen.

Ich stand da, nahm eine Jeans in die Hand, legte sie wieder zurück, ein Hemd, ein T-Shirt und so weiter, alles langweilig oder zu eng, unvorteilhaft oder farblich ungeschickt. Das Überangebot liess mich unschlüssig werden, dann verzweifeln ein wenig. Das Gefühl kam auf, dass der Tag schon verloren war, bevor er überhaupt begonnen hatte. Vielleicht wäre ein Ausweg, eine Hose zu finden, die zeitlos passt, und dann fünf davon zu kaufen, dasselbe mit T-Shirts, Hemden, Unterhosen und Socken und Kitteln. Vielleicht wäre das gar ein identitätsstiftender Akt.

Die Musik im Radio war zu Ende, sie sprachen jetzt vom Krieg und anderen Katastrophen, und dann fiel dieses Wort, das man immer öfter hört; Weltuntergang. Ich stand immer noch da und überlegte gerade, ob ich vier Fünftel meiner Kleider in Plastiksäcke stecken soll und der Heilsarmee vorbeibringen, vielleicht gar Soldat werden dort, dann bekäme ich eine Uniform, und das Kleiderproblem wäre Vergangenheit. Vielleicht hätte ich auch Banker werden sollen, ein grauer und ein blauer Anzug, oder Bauarbeiter oder Polizist. Vielleicht hätte es mein Leben vereinfacht.

Mir ging durch den Kopf, dass dieses Albaner-Serben-Kroaten-Ding, dieses im Trainings-

anzug durchs Leben gehen, auch seine Vorteile hat, fünf Trainer, einer mit Goldstreifen für den Sonntag, aber da fiel mir gleich dieser Karl-Lagerfeld-Satz ein, dass, wer Jogginghosen trägt, die Kontrolle über sein Leben verloren habe, wobei ich mir da nicht ganz sicher bin, und ob nicht der, der Trainingsanzüge trägt, vielmehr die Kontrolle, also eine rudimentäre Hoheit über sein Handeln, besitzt.

Schon wieder nahm einer im Radio das Wort Weltuntergang in den Mund, und ich fragte mich, was ich wohl anziehen würde zum Armageddon. Man hat ja Erfahrungen mit Hochzeiten und Beerdigungen und Taufen, schwarzer Anzug und hellblauer Anzug. Welche Kleidung aber wäre passend zum Weltuntergang? Casual, Casual Chic, Casual Smart, Black Tie, White Tie? Das mag jetzt nebensächlich klingen, ist es aber nicht, weil dahinter sich die existenzielle Frage verbirgt, wie einer diese Welt verlassen will. Die gewählte Kleidung zum Weltuntergang sagt viel, sehr viel über einen Menschen aus.

Sie würde Zeugnis ablegen über seine Haltung dem Leben gegenüber, der Welt, seine Stellung im Universum und im Kosmos der Gesellschaft. Seine letzte Garderobe wäre eine Manifestation all des Stofflichen und Unstofflichen seines Lebens. Man geht, so könnte man sagen, wie man gelebt hat.

Selbstverständlich könnte einem die Wahl der letzten Kleidung egal sein, zumindest

wenn es kein Jüngstes Gericht gibt. Gäbe es eines, möchte man allerdings doch halbwegs gut gekleidet dort erscheinen, weil vielleicht auch Gottes Sohn Wert auf einen guten Eindruck legt und am ersten hängenbleibt. Ob im Smoking zu erscheinen eine gute Idee ist, ist fraglich. Das Gericht könnte einen für einen Parvenü oder Ausbeuter halten. So, wie ich das Jüngste Gericht einschätze, würde es mehr Wert auf Sauberkeit legen als auf teuren Stoff.

Klug wäre es wahrscheinlich, mit eleganter Schlichtheit die letzten Stunden vor dem Weltuntergang zu verbringen. Schwarz zu tragen, ist sicher nicht verkehrt angesichts der Lage, und Weiss wäre etwas für all die Suizidalen unter uns oder jene, die das Totenreich für eine bessere Welt halten. Schwarz mit weissem Hemd und weisser Pochette im schwarzen Kittel scheint da ein guter Kompromiss für das Ableben und eventuelle Weiterleben in anderen Daseinszuständen.

Die letzte Frage, die ich mir an diesem Morgen vor dem Kleiderschrank stellte, bevor ich mich entschloss, golfen zu gehen und Golfkleidung anzuziehen, die grösstmögliche ästhetische Freiheit bietet, weil man zu violetten Hosen auch ein grünes Shirt tragen kann, war, ob es eine gute Idee wäre, nackt zu bleiben am Tag des Weltuntergangs. Weil wir nackt gekommen sind und es vielleicht das letzte Sinnvolle wäre, auch nackt zu gehen.

Ihr Immobilientraum?

REBWEG, 8457 Humlikon
6.5-Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
www.rebweg.ch / +41 52 338 07 09



3



5

GEISELWEID, 8400 Winterthur
2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.geiselweid-winterthur.ch / +41 55 610 47 46

DUOVIVO, 8904 Aesch ZH
2.5 - 5.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.duovivo.ch / +41 55 610 47 46



6

HOFWISEN, 8545 Rickenbach Sulz
2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.hofwisen.ch / +41 52 338 07 09



8

AM ZENTRUM, 8910 Affoltern a.A.
2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.amzentrum.ch / +41 55 610 47 46



10



11

AM EICHACHER, 8904 Aesch
3.5 - 5.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.ameichacher.ch / +41 55 610 47 46

SCHLOSSBLICK, 8610 Uster
2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.schlossblick.ch / +41 58 400 85 20



12

GLATTWIES, 8152 Glattbrugg
4.5 Zi. Wohnung auf zwei Geschossen
www.glattwies-glattbrugg.ch / +41 58 400 85 20



14

VISTACASA, 8308 Illnau
3.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.vistacasa.ch / +41 52 338 07 09



16

Eigenheim?



18

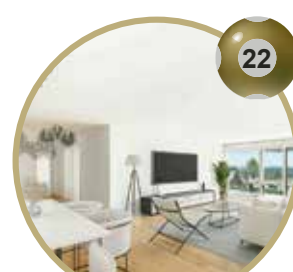
SCHMIEDGASS, 8545 Rickenbach
3.5 und 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.schmiedgass.ch / +41 52 338 07 09

TRE FIORI, 8913 Ottenbach ZH
3.5 und 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.tre-fiori.ch / +41 55 610 47 46



20

Eigentumswohnung?



22

SOLEVISTA, 8615 Wermatswil
4.5 Zi. Eigentumswohnung mit Garten
www.solevista.ch / +41 58 400 85 20



Neubau?

Bauen?

EPH?

Rufen?

- Projektankündigungen
- Projekte im Verkauf



Haben Sie ein Grundstück, auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei mir.
ulrich.koller@lerchpartner.ch +41 52 235 80 00

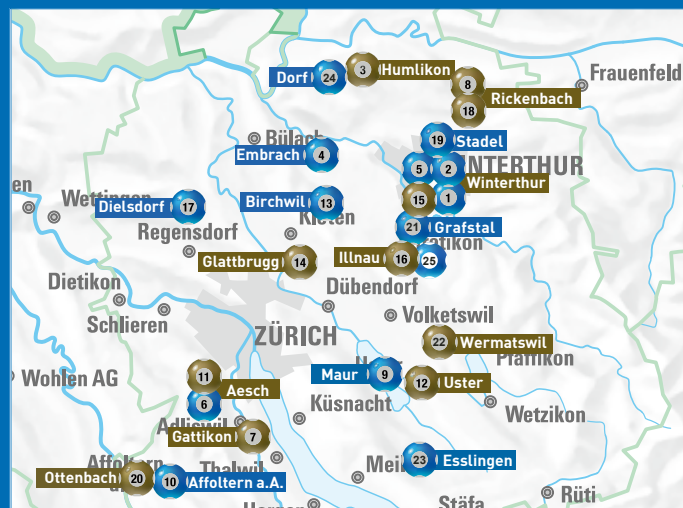
Noch nicht fündig geworden?
Projektankündigungen finden Sie unter
immobilienraum.info

Heute schon app-to-date mit
unserer App Immobilienraum?

LerchPartner.



Zürcherstrasse 124, 8406 Winterthur
+41 55 610 47 46, verkauf@lerchpromotionen.ch



Stand März 2024



Liebäugeln mit der Grenzüberschreitung: Sean Connery und Claudine Auger in «James Bond – Thunderball» (1965).

Darf's ein bisschen anzüglich sein?

Zweideutigkeiten sind aus der Zeit gefallen. Das ist sünd und schad.

Sylvie-Sophie Schindler

Ausschnitt ist nicht gleich Ausschnitt. Meiner war nicht besonders gewagt, aber auch nicht zu leugnen, als mich, zig Jahre ist es her, ein ranghoher CSU-Politiker darauf ansprach. Wir befanden uns auf einem Galaempfang in München, alle fesch, alle schick. Ich war als Reporterin vor Ort, ebenfalls in Abendgarderobe, und führte, wie es eben üblich ist, dort und da kurze Interviews. Irgendwann stand ich mit jenem CSU-Politiker zusammen, der auf jeglichen Augenkontakt verzichtete und im Grunde nur mit meinem Ausschnitt sprach. «Was Sie da zu bieten haben, *sauba, sag I*», kommentierte er

breit grinsend, als wir uns verabschiedeten. Frei aus dem Bayerischen übersetzt, hatte er mir also mitgeteilt, dass ihm das, was er da gesehen hatte, gefiel.

Gefühle der Beklemmung

#MeToo-Hohepriesterinnen verstehen bei so was freilich keinen Spass. Die gab es zwar damals noch nicht, aber heute weiss ich, dass ich, ginge es nach ihnen, sofort zornesrot in die unerbittliche Schlacht ziehen müsste gegen das chauvinistische Schwein namens Mann. Auch eine einstige *Stern*-Reporterin machte in hyperfeministischer Manier vor, wie es

geht. In einem 2013 veröffentlichten Porträt über Rainer Brüderle liess sie dessen Flirt-offensive während eines Dreikönigsballs der Liberalen nicht unerwähnt. Der damalige

Es führt völlig in die Irre, alles aussortieren zu wollen, was jenseits des Eindeutigen liegt.

FDP-Fraktionschef soll es mit seinen Blicken ebenfalls auf ihre Oberweite abgesehen und schliesslich befunden haben: «Sie können ein Dirndl auch ausfüllen.»

Dass die Episode mit Brüderle damals zum Sexismus-Skandal hochgejazzt wurde – eine Schlagzeile jagte die andere, in Talkshows überboten sich die Richter der Moral –, fand ich völlig übertrieben. Man hätte dem FDP-Mann

Es ist nicht zu spät. In non-woken Kreisen gilt der Exitus noch längst nicht als ausgemacht.

höchstens attestieren können, dass er zu der Spezies der Plumpen gehört, wenn es um die Kategorie Komplimente geht. Dasselbe lässt sich auch über den von mir erwähnten CSU-Politiker sagen, und also bilden die zwei in dieser Hinsicht eine schwarz-gelbe Koalition. Beide sind zu bedauern, denn sie können es eben nicht, sie beherrschen sie nicht, die Kunst der Anzüglichkeit. Trösten mag sie, dass ohnehin nur eine Minderheit dafür begabt sein dürfte. Doch wer eigentlich überhaupt?

Wie Mass und Mitte halten?

Anzüglichkeit an sich hat keinen guten Ruf. Sie löst mindestens entnervtes Augenrollen aus, und je nach Temperament der betroffenen Person auch Wutschnauben oder Gefühle der Beklemmung. Ich neige dazu, meistens schulterzuckend darauf zu antworten, weil die häufig damit verbundene Plumpheit unoriginell ist und mich daher langweilt. Insofern fände ich es gut, wenn jemand, der sich zu Anzüglichkeiten verleiten lässt, es darin zu einer gewissen Virtuosität gebracht hat. Dann wäre ein neckisch-erotisches Spiel eröffnet, das in das Zwischenmenschliche unter Erwachsenen ein höchst inspirierendes Fluidum legt.

Man könnte, vor allem die, die gerne Sexismusalarm schlagen, ebenso gut fordern, diesbezüglich bloss keine Mühe zu investieren, damit nicht aufgewertet wird, was besser austerben sollte. Im penibel durchgereinigten Kosmos der Wokeisten wurde die Anzüglichkeit ohnehin bereits zu Tode gezeißelt und zu Grabe getragen. *Requiescat in pace?* Hoffentlich nicht. Es ist noch nicht zu spät. In non-woken Kreisen gilt der Exitus der Anzüglichkeit noch längst nicht als ausgemacht. Doch bevor sie womöglich auch dort in ernsthafte Gefahr gerät, sollten alle Versuche unternommen werden, sie davor zu bewahren. Denn bei allem, was gegen sie vorzubringen ist, garantiert auch die Anzüglichkeit das Fortbestehen des Zwielfichtigen, Uneindeutigen, Ungewissen, eben dessen, was nach Leben tönt inmitten der hippen, aber leichenstarrten Sittengemälde in Schwarzweiss-Monochromie.

Es führt also völlig in die Irre, zumindest aus Sicht des Biophilen, alles aussortieren zu wollen, was jenseits des Eindeutigen liegt, dort, wo kein Geländer steht, das Halt bietet, und keine Asepsis garantiert ist, in die verunsicherte Zeit-

genossen nur allzu gerne fliehen. Es wäre der Verlust einer riesigen Fundgrube, an der Surrealisten und ebenso Romantiker, die ihre Ära unter den Appell «Auf ins Ungewisse» setzten, grossen Gefallen fanden. In ihr liegen unter anderem Geheimnis, Traumartiges, Lustvolles, Unheimliches, also alles Unkontrollierbare und damit auch das, was Anzüglichkeit intendiert. Auch die Poesie ist übrigens dort zu finden, da sie ihrem Wesen gemäss aus allem herausstrebt, was auf festem, klar bestimmbarem Grund steht. Stattdessen geht es, mit der Lyrikerin Ingeborg Bachmann gesprochen, «über das dunkle Wasser nach weissen Rosen».

Von Nobelpreisträger Peter Handke gäbe es wohl kein einziges literarisches Werk, fände er nicht Zuflucht in dem, was nicht dort und nicht da liegt, also letztlich im Dazwischen beheimatet ist oder auch, wenn man so will, in der Leere. Das Nichtgreifbare, das Diffuse ist für sein Schreiben essenziell. Daher lautet sein Bekenntnis, mit dem auch ein Gesprächsband übertitelt ist: «Aber ich lebe nur von den Zwischenräumen.» Die philosophischen Untersuchungen von Alfred North Whitehead liefern dazu eine Art Bestätigung. In seinem 1929 aus einem Essay entstandenen Werk «Prozess und Realität» schreibt der britische Philosoph und Mathematiker: «Das Leben liegt in den Zwischenräumen jeder lebenden Zelle und in den Zwischenräumen des Gehirns verborgen.»

Nun könnte man hinter vielen Anzüglichkeiten eher vermuten, dass sie erwachsen sind aus Zwischenräumen des Gehirns, in denen Heu und Stroh liegt. Es soll freilich jedem zugestanden werden, sich danebenbenehmen zu können, zumal gerade das Terrain des Flirts zig Freifahrtscheine für Ungeschicklichkeit bietet. Trotzdem bleibt: Die Plumpheit regiert, sobald Anzüglichkeit im Anzug ist. Dass die Allerwenigsten es darin zu einer Meisterschaft bringen, hat auch damit zu tun, dass es derzeit, und zwar ganz grundsätzlich, beschämend wenig Interesse daran gibt, Zwischentöne auszuloten und dadurch Mass zu halten – man denke nur an die dominierende Debattenkultur.



Hin zur Mitte, hin zum Mass, das Ideal der alten Griechen, da ginge es lang. «Nemesis wacht, die Göttin des Masses, nicht der Rache. Alle, die Grenzen überschreiten, werden von ihr unerbittlich gestraft», heisst es in Albert Camus' Essay «Helenas Exil», und es liesse sich lesen als Mahnung an alle, die in Anbahnungssituationen schnell über die Stränge schlagen. Leider bleibt es kompliziert, denn das Liebäugeln mit der Grenzüberschreitung gehört nun mal auch dazu. Wie dann Mass und Mitte halten? Beantworten kann das letztlich nur der, der das Profane der Anzüglichkeit überwunden und daraus eine Kunst gemacht hat. Wobei immer noch nicht geklärt ist, wer hier als Beispiel genannt werden kann.

Thomas Gottschalk schon mal nicht. Mit seiner routinierten, mit Altherrenwitzen garnierten Anbaggerei von weiblichen Stars und Sternchen, die mit ihm auf der «Wetten, dass...?»-Couch sassen, zeigte der Show-

Immerhin zeigt Heidi Klum, dass Anzüglichkeit nicht nur reine Männersache ist.

master, dass er höchstens auf Bezirksliganiveau herumzoten kann. Auch Heidi Klum kann diesbezüglich keinen Pokal abgreifen. Seit bei «Germany's Next Topmodel» erstmals Male-Models mitmachen, haut die Model-Mama einen frivolen Spruch nach dem anderen heraus. Sie kommentiert Waschbrettbäuche, nackte Männerhaut und nur mit einem Slip bekleidete Models mit wuschigen Kommentaren: «Mmmm, I love. Ich weiss gar nicht, wo ich hingucken soll.» Oder reisst an den Mänteln der Models mit anzüglichem Unterton herum: «Darf ich mal gucken? Ist nicht so viel drunter.»

Vollverschleierung, nein danke

Immerhin zeigt Klum, dass Anzüglichkeit nicht nur reine Männersache ist. Trotzdem brauchen alle irgendwie Nachhilfe, selbst ein James Bond, der allerdings, das muss man ihm lassen, nicht ganz so unbeholfen herumtapst wie die allermeisten. Als in «Liebesgrüsse aus Moskau» eine Schönheit klagt, ihr Mund sei zu gross, kontert Sean Connery ebenso betörend wie lässig: «Nein, er ist gerade richtig. Für mich wenigstens.» Mag sein, dass viele auch hier abwinken und die Sexismuskelle schwingen. Beständig aber chauvinistische Aggression zu wittern, schränkt nicht nur die sexuelle Freiheit ein, sondern die Freiheit überhaupt. Und das spielt insbesondere religiösen Extremisten in die Hände.

Allein, was wartet dann auf uns Frauen, die Vollverschleierung? Nein danke, nächste Anzüglichkeiten, selbst die unbeholfenen, sind mir da wesentlich lieber.



«Positives Erlebnis»: Fiechter (l.), Regez.

Junge Tat am SVP-Wahlauftakt in Zürich

«Ein grossartiges Volksfest!», schrieb die SVP nach dem Wahlkampfauftakt in der Swiss-Life-Arena am 26. August in Zürich Altstetten. Über 4000 Personen erschienen im Stadion der Eishockey-Mannschaft ZSC Lions. Alles, was in der Volkspartei Rang und Namen hat, zeigte an diesem regnerischen Samstag Präsenz – von Christoph Blocher über Adolf Ogi bis Marcel Dettling.

Die Gelegenheit, mit der Parteiführung auf Schlagdistanz zu gehen, nutzten nicht nur Parteianhänger der Rechtspartei. Im Publikum verkehrten auch Personen, die in einer demokratischen Gruppierung nichts verloren haben. Wie der *Weltwoche* zugetragen wurde, mischten sich Mitglieder der rechtsradikalen Jungen Tat unter die Teilnehmer. Dazu gehört der eigentliche Kopf der Gruppe Tobias L. – ein unter anderem wegen mehrfacher Rassendiskriminierung und wegen Verstössen gegen das Waffengesetz bestrafter Extremist. Bilder zeigen, wie er vor einem Imbissstand mit anderen Personen diskutiert.

Wie konnte es zu diesem Fiasko kommen? Peter Keller, stellvertretender Generalsekretär der SVP: «Es handelte sich um einen öffentlichen Anlass. Grundsätzlich hatte jeder mit Anmeldung Zutritt. Wir hatten ein entsprechendes Sicherheitsdispositiv erstellt: mit internen Massnahmen und in Zusammenarbeit mit der Polizei.» Es habe im Vorfeld auch deutliche Hinweise auf Störaktionen von linksextremen Kreisen gegeben. Und: «Es befanden sich auch Leute aus diesem Umfeld in der Arena.» Der Nidwaldner Ex-Nationalrat hält fest, dass der Anlass «ohne Zwischenfälle abließ und zu einem positiven Erlebnis für die Teilnehmer wurde».

Marcel Odermatt

WANDELHALLE / MARCEL ODERMATT

Vera Weber, Lisa Mazzone, Yolanda Egger, Marc Surer, Hugh Hefner, Christoph Blocher

Es ist ein Vorwurf, der für Ärger und Ernüchterung im bisherigen Abstimmungskampf über das Stromgesetz sorgte. Das Ja-Lager hält den Gegnern vor, sie verfolgten «Partikularinteressen». Ein Einwurf, der



Lisa Mazzone.

diese Woche, die Wogen etwas zu glätten. Es sei nicht darum gegangen, dass Weber und ihre Mitstreiter finanziell etwas von einer Ablehnung der Vorlage hätten. Was sie gemeint hätten, sei, dass Weber einen einseitigen Blick auf das Thema habe. Grünen-Präsidentin Lisa Mazzone: «Das Stromgesetz ermöglicht einen schnellen Ausbau erneuerbarer Energien und bewahrt gleichzeitig die Natur.»

Vor einundvierzig Jahren sorgte sie für eine riesige Aufregung in der Schweiz – vor allem unter den Männern, wohlverstanden. Yolanda Egger zeigte sich 1983 im Playboy im Evaskostüm, was zu einem Ansturm an den hiesigen Kiosken sorgte. Die frühere Partnerin von Formel-1-Pilot Marc Surer lebte sogar eine Zeitlang in der berühmtesten Mansion des Playboy-Gründers Hugh Hefner. Rückblickend sagte sie: «Es war die beste Zeit meines Lebens. Wenn man dort wohnt, kriegt man



Yolanda Egger.

alles gestellt, man muss sich um nichts kümmern und lebt einen Traum.» Jetzt nimmt die ehemalige Rennfahrerin einen neuen Anlauf – und zwar in der Politik. Für die SVP kandidiert sie Ende April für den Grossen Stadtrat in Luzern. Es sind im Übrigen nicht ihre ersten Schritte in der Politik. 2008 sass sie für rund ein halbes Jahr für die FDP im Horwer Einwohnerrat.

Die SVP zeigt diese Woche klare Kante. Die Fraktion lehne den Anschluss der Schweiz an die Initiative «European Sky Shield» einstimmig ab, gab sie bekannt. «Damit würde der Bundesrat die Souveränität der Schweiz bei der Verteidigung des eigenen Luftraums aufgeben. Eine Teilnahme der Schweiz wäre zudem ein weiterer Schritt in Richtung Nato-Beitritt und würde eine weitere Aufweichung der Neutralität der Schweiz bedeuten», so die Partei. Dazu passt die Einreichung der Neutralitätsinitiative diese Woche. Viel Prominenz – darunter ein schlanker gewordener Christoph Blocher – reiste nach Bern, um die über 130 000 Unterschriften für das Anliegen auf der Bundesterrasse zu deponieren.



Christoph Blocher.

Während in der Medienbranche viele Angst vor dem nächsten Personalabbau haben, knallen in der Bundesverwaltung die Korken. Die Zahl der Kommunikationsmitarbeiter stieg laut *NZZ am Sonntag* in den letzten fünf Jahren um 55 Stellen auf 414 Vollzeitjobs. Dabei ist keine Argumentation zu absurd, um diese Explosion zu rechtfertigen. Die Bundeskanzlei betont, das Wachstum der Öffentlichkeitsarbeit verlaufe parallel zu neuen Staatsaufgaben wie der Digitalisierung und zu Krisen wie dem Ukraine-Krieg.



Probleme mit der Bodenheizung? Eine Analyse schafft Klarheit.

Bodenheizungen, die bereits über 35 Jahre in Betrieb sind, sollten untersucht werden. Viele ältere Bodenheizungsrohre bestehen aus Kunststoff. Diese verspröden und verschlammten mit der Zeit. Wenn Sie nicht rechtzeitig reagieren, kann es teuer werden. Deshalb ist eine vorbeugende Analyse sehr ratsam.



BODENHEIZUNGSROHRE VERSPRÖDEN

Bodenheizungen sorgen für Komfort und sparen Platz. Doch die unsichtbare Wärmeverteilung altert. Versprödung und Verschlammung sind die Hauptgründe für ineffiziente Bodenheizungen. Werden Probleme nicht frühzeitig erkannt, sind die Schäden meist irreparabel. Betroffen sind insbesondere Systeme, die zwischen 1970 und 1990 verbaut wurden, weil in diesem Zeitraum hauptsächlich einfacher Kunststoff als Rohrmaterial zum Einsatz kam. Dieser versprödet mit der Zeit.

KALTE BÖDEN. WIE WEITER?

Wenn die Bodenheizung nicht die gewünschte Leistung bringt, gewisse Räume kalt bleiben und die Regulierung nicht richtig funktioniert, lohnt es sich, eine Fachperson hinzuzuziehen. Dabei ist es wichtig, dass die Anlage vor Ort genauestens untersucht wird.

KLARHEIT DURCH ANALYSE

Es müssen sämtliche Komponenten miteinbezogen und die Ergebnisse anhand von normierten SWKI-Richtwerten ausgewertet werden. Erst nach einer umfassenden Zustandsanalyse herrscht Klarheit darüber, wie es wirklich um eine Bodenheizung steht. Eine solche Analyse ist schon für wenige Hundert Franken zu realisieren und lässt eine klare Aussage über die Machbarkeit einer Sanierung zu.

SCHUTZSCHICHT GEGEN DIE ALTERUNG

Das Original zur Rohrrinnensanierung mittels Innenbeschichtung hat die Naef GROUP 1999 auf den Markt gebracht. Damit werden

bestehende Bodenheizungen ganz ohne Baustelle saniert. Die Innenbeschichtung dient dabei als Schutzmantel gegen weitere Versprödung.

NICHT SPÜLEN, SONDERN SANIEREN

Alternativ werden seit einigen Jahren von diversen Anbietern auch Spülungen und Reinigungsverfahren angeboten. Es ist wichtig zu wissen, dass damit das eigentliche Problem – die Versprödung des Rohrmaterials – nicht behoben wird. Mit dem HAT-System wird eine Bodenheizung hingegen tatsächlich saniert.



QR-Code scannen und unverbindliches Beratungsgespräch anfordern.

10-JÄHRIGE GARANTIE MIT DEM ORIGINAL

Das HAT-System ist das einzige Rohr- innensanierungsverfahren, das Kunststoff-Bodenheizungen gemäss DIN-Norm 4726 sauerstoffdicht macht und damit die Alterung stoppt. So ist eine Erweiterung der Lebensdauer der Rohre garantiert und zudem werden auch gleich alle anderen wesentlichen Bodenheizungs-Komponenten gewartet oder ersetzt. Die Wertigkeit des Originals wird durch eine 10-jährige Garantie unterstrichen.

JETZT ZUSTANDSANALYSE BUCHEN

Die Zustandsanalyse wird von einem Spezialisten der Naef GROUP bei Ihnen vor Ort für nur **380.– CHF (inkl. MwSt.)** durchgeführt. Das Angebot gilt für Objekte in der Deutschschweiz. Für Objekte im Engadin, im Wallis, im Tessin und in der Romandie gelten andere Preise. Die Analyse umfasst eine aktuelle Zustandserfassung nach geltenden Richtlinien und eine Beratung über weitere Schritte.

Ja, ich möchte mehr dazu erfahren. Kontaktieren Sie mich unverbindlich.

Name
Vorname
Strasse
PLZ, Ort
Jahrgang Liegenschaft
Telefon
E-Mail
Datum
Unterschrift

Weltwoche 2024

Bitte Talon zurücksenden oder anrufen

Naef GROUP

Wolleraustrasse 15N, 8807 Freienbach

Tel.: 044 786 79 00, Fax: 044 786 79 10

E-Mail-Adresse: info@naef-group.com

www.naef-group.com

MÖRGELI

Endgeläut des Sechseläutens?

Die 26 Zürcher Zünfte stehen für wirtschaftliche Leistung, vaterländische Tradition und bürgerliche Gesinnung. Diese Werte haben die Stadt Zürich über Jahrhunderte aufgebaut und zu Wohlstand geführt. Und jetzt das: Ausgerechnet am Samstag des Sechseläuten-Wochenendes, an dem jeweils die Generalversammlung der NZZ-Aktionäre stattfindet, erschien in der NZZ ein Interview mit dem Mittelalter-Historiker Valentin Groebner von der Universität Luzern.

Groebner erklärt als gebürtige Wiener stolz, dass er in einer «roten» Stadt aufgewachsen sei, wo an den Häusern rote Fahnen prangten. Als Student sei er in der «linksextremen Szene unterwegs» gewesen, habe «Molotowcocktails geworfen und Polizisten angegriffen». Das Reden über den unmittelbar bevorstehenden Weltuntergang durch Atomkrieg und Umweltzerstörung habe zu einem «emotionalen Supertreibstoff geführt», der «Gewalt jedenfalls legitimierte». 2004 kam der linke Idealist Groebner in die Schweiz. Wo zufällig die weltweit höchsten Professorenlöhne gezahlt werden.

Den Brauch des Zürcher Sechseläutens möchte Professor Groebner am liebsten abschaffen. Und die Basler Fasnacht gleich dazu. Es handle sich um Bräuche und Machtdemonstrationen des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Dass es in Zürich Zünfte gibt, die seit dem Mittelalter ununterbrochen ihre historischen Zunfhäuser pflegen und unterhalten, scheint dem Mittelalter-Spezialisten gänzlich unbekannt. Valentin Groebner möchte via NZZ eine neue Tradition begründen. Man solle die Räumung des Autonomen Jugendzentrums (AJZ) Anfang der achtziger Jahre neu inszenieren: «Die Krawalle, die gewalttätigen Auseinandersetzungen – das war ein Konflikt, der Opfer gefordert, aber auch Lösungen gebracht hat.» Dabei existieren die Umzüge der Linksextremen längstens. Inklusive eingeschlagener Schaufensterscheiben, abgefackelter Autos und beschmierter Fassaden. Professor Groebner würde sich bestens als Zürcher Zunftmeister dieses Chaotenhaufens eignen. Das Werfen von Molotowcocktails auf die Polizisten hat er ja von jung auf im Blut.

Christoph Mörgeli

Geimpft und gestorben

Offizielle Zahlen aus Grossbritannien zeigen: Neun von zehn Covid-Toten waren vollständig geimpft.

Stefan Millius

Ein jahre- oder gar lebenslanger Schutz vor Ansteckung und Übertragung: Diese Hoffnung auf den Wirkstoff gegen Covid-19 wurde zu Beginn der Corona-Zeit öffentlich vermittelt. Weil selbst die Hersteller das nicht von ihrem Produkt behaupten konnten, wurden die Versprechen schon bald neu formuliert. Nun hiess es, die Spritze schütze vor schweren Krankheitsverläufen und dem Tod.

Zahlen aus dem Office for National Statistics (ONS) in Grossbritannien zeichnen ein anderes Bild. Sie sind bereits seit längerer Zeit abrufbar, wurden bisher aber nicht aktiv kommuniziert. Das dürfte kein Zufall sein. Die Statistik zeigt: 91 Prozent aller durch Covid-19 verursachten Todesfälle im ersten Quartal 2022 betrafen vollständig Geimpfte. Danach stieg der Wert sogar auf 94 Prozent.

Im Winter 2021/22 lief in Grossbritannien eine grossangelegte «Auffrischkampagne». Bereits Geimpfte sollten sich mit einer weiteren Spritze zusätzlich schützen. Laut den Zahlen trat der gewünschte Effekt aber nicht ein. Zwischen Januar und Mai 2022 entfielen rund 13 600 von insgesamt 15 000 Todesfällen auf Personen mit drei oder vier Impfungen. Allein im Mai standen 82 ungeimpften Verstorbene über 1282 geimpfte gegenüber.

«Effektiv, aber nicht perfekt»

Die Zahlen aus Grossbritannien setzen Fragezeichen hinter die Darstellung offizieller Stellen in anderen Staaten. So meldete das Robert-Koch-Institut (RKI) in Deutschland auf eine Anfrage im Bundestag, von den 137 000 Verstorbenen zwischen Februar 2021 und April 2022 seien nur rund 6000 vollständig geimpft gewesen. Diese sogenannten Impfdurchbrüche hätten vor allem über Sechzigjährige betroffen. Man könne schwere Verläufe auch nach einer Impfung nicht ausschliessen, da kein Wirkstoff zu 100 Prozent schütze, so das RKI.

Gemäss der britischen Statistik scheint die Schutzwirkung aber sehr weit von 100 Prozent entfernt zu liegen. Schon im Sommer 2021, als die Delta-Variante von Covid-19 kursierte, pub-

lizierte die Gesundheitsbehörde Public Health England Zahlen, wonach mehr als die Hälfte der Verstorbenen geimpft waren.

«Effektiv, aber nicht perfekt» sei die Impfung, sagten ihre Verfechter auf entsprechende Fragen. Viele der Betroffenen seien alt gewesen oder hätten an Vorerkrankungen gelitten, so die Erklärung. Grundsätzlich biete eine zweifache Impfung dennoch eine «hohe Wirksamkeit». Aber das galt offenbar gerade für die ausgewiesenen Risikogruppen nicht, die im Fokus der Impfkampagnen standen.

In Grossbritannien waren bis Mitte 2023 rund 75 Prozent der Bevölkerung als «grundimmunisiert», sprich vollständig geimpft, erfasst. Dass es angesichts einer fehlenden kompletten Schutzwirkung bei den Todesfällen auch eine gewisse Anzahl Geimpfte trifft, ist damit erklärbar. Aber dass es stolze neun von zehn Verstorbenen sind, lässt an den vollmundigen Versprechen rund um den Wirkstoff zweifeln.

liebe ist...



... fürsorglich.

Butter-Rösti für Thunstetten Solar?

Weltwoche und NZZ hyperventilieren wegen Strassburg. Dabei ist es eine Chance für SVP-Rösti.



In Strassburg tagen keine fremden Richter. Im Gegenteil, wir sind dabei. Und der EU-kritische Alain Berset will mit Unterstützung der SVP sogar Generalsekretär des Europarats werden. Strassburg ist ein Schweizer *Stübli*.

Prozessieren ist teuer. Trotzdem versuchen viele, die vor Bundesgericht verlieren, in Strassburg recht zu bekommen. Leider blitzen 99 Prozent von ihnen ab. Für nicht wenige Betroffene ist Prozessieren nichts anderes als eine Therapie. Und Juristen sind ohnehin nicht viel teurer als Psychiater. Kurz: Strassburg ist ein Ventil. Ohne Ventile funktionieren Gesellschaften nicht.

Albert Rösti unterschätzt Gerichtsverfahren. Mit seinem allzu breit angelegten Abschussfeldzug gegen die Wölfe scheiterte der Kandersteger vor dem Bundesverwaltungsgericht. Und jetzt ergeht es ihm in Strassburg gleich. Rösti hat nie und nimmer mit dem Entscheid aus Strassburg gerechnet. Dieser kam einstimmig bei nur einer Enthaltung zustande. Rösti hat die sympathischen Klimaseniorinnen und die sie finanzierende Jus- und Kommunikationsmaschine von Greenpeace einmal mehr unterschätzt.

Wir alle wissen es: Seit 1995 hat die Schweiz – wie andere Länder auch – in Sachen ökologischem Umbau zu wenig gemacht. Das belegen alle Statistiken. Der Bund hat während 28 Jahren zwar viel Geld ausgegeben, aber zu wenig bewegt. Verantwortlich waren in dieser Reihenfolge: Moritz Leuenberger, Doris Leuthard und Simonetta Sommaruga. Albert Rösti ist erst seit fünfzehn Monaten im Amt. Die SVP könnte mit dem Finger auf die wahren Schuldigen zeigen.

Wenn ich mich nicht täusche, wird Albert Rösti die Abstimmung um das neue Stromgesetz ge-

winnen. Warum? Die Berner SVP und ihre Vororte stehen hinter ihm. Die faktenfreie Vera Weber ist im rot-grünen Lager zunehmend isoliert. Und nach den Drohnenangriffen auf das grösste Atomkraftwerk Europas glauben immer weniger an sichere Atomkraftwerke. Das Stromgesetz gäbe dem Bundesrat viele Kompetenzen. Er müsste diese nur richtig nutzen.

Im Oberaargauer Dorf Thunstetten leben 3000 Menschen. Die BKW versorgt Haushalte und Gewerbe mit Strom. Dieser kostet pro Kilowattstunde durchschnittlich 30 Rappen. Sackteurer Service public. Auch deshalb macht die

Für nicht wenige Betroffene ist Prozessieren nichts anderes als eine Therapie.

BKW pro Jahr Hunderte von Millionen Franken Gewinn. Sie investiert lieber im Ausland in Windparks, anstatt in der Schweiz solar etwas zu bewegen. Der Thunstetter Gemeindepräsident Hans Peter Vetsch möchte mehr Solarstrom vor Ort produzieren lassen. Und Thomas Göttin, Präsident einer Baugenossenschaft, will eine lokale Elektrizitätsgemeinschaft (LEG) gründen, damit Produzenten und Konsumenten wie in Thunstetten den Solarstrom untereinander austauschen können. Nach dem Gesetz kann der Bundesrat auf dem Verordnungsweg die zu bezahlenden lokalen Netzgebühren für Solarenergie vor Ort um bis zu 60 Prozent senken. Die lokalen Elektrizitätsgemeinschaften würden wie Pilze aus dem Boden schiessen.

Leider sieht die im Entwurf vorliegende Ver-

ordnung zum Stromgesetz nur einen Rabatt von lächerlichen 30 Prozent vor. Warum? In Bern haben sich einmal mehr die Strom-Lobbyisten durchgesetzt. Nach dem Urteil von Strassburg kann und muss sich der ehemalige Lobbyist Albert Rösti von diesen Fesseln seiner Vergangenheit lösen. Strassburg hilft ihm dabei.

Rösti 1: Der Bundesrat muss den Solar-Rabatt, wie vom Gesetz vorgesehen, auf 60 Prozent erhöhen. So, wie dies Swissolar zu Recht fordert. Allerdings nur für lokale Elektrizitätsgemeinschaften, die pro Kilowatt Leistung mindestens vier Kilowattstunden Speicher installieren. Damit das lokale Netz auch in Thunstetten nicht ausgebaut werden muss.

Rösti 2: Thunstetten verfügt über grosse Ackerflächen. Eine neue Machbarkeitsstudie, «Agri-Photovoltaik in der Schweizer Landwirtschaft», beweist, die Schweiz kann viel mehr Strom, als sie braucht, auf landwirtschaftlich genutzten Flächen produzieren. Dies ist erst recht in Thunstetten problemlos möglich.

Rösti 3: Wie die *Handelszeitung* letzte Woche zu berichten wusste, sind die Preise für Solarmodule im freien Fall. Sie sind innerhalb von achtzehn Monaten pro Kilowattpeak von 350 auf 100 Franken gefallen. Die Branche will diese Vorteile nicht weitergeben. Preisüberwacher Stefan Meierhans müsste allen Beine machen, damit in Thunstetten die Kilowattstunde Strom durchschnittlich weniger als 20 Rappen kostet. Dank Rösti nächstens alles in Butter, Butter-Rösti?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Am Ursprung des Schlamassels

Das Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte zugunsten der Klimaseniorinnen erschüttert das Schweizer Selbstverständnis. Wie konnte es soweit kommen?

Christoph Mörgeli



Schritt um Schritt zum Beitritt.

Diese Verurteilung dürfte in die neuere Zeitgeschichte eingehen. Freunde und Gegner der Strassburger Entscheidung vom 9. April erstarrten vorerst in einer Art Schock. Niemand hätte damit gerechnet, dass die älteren Klimaklägerinnen mit ihrer Beschwerde durchkommen würden, wonach die hiesigen Behörden sie zu wenig vor den Folgen der Klimaerwärmung geschützt hätten. Während Linke und Grüne eher kleinlaut ihre Genugtuung äusserten, tat die SVP lautstark ihre

Forscher kamen zum Schluss, «dass kein anderer Vertrag die schweizerische Rechtsordnung derart geprägt hat».

Empörung kund. Das welt- und lebensfremde Urteil ist für sie handfester Beweis, wohin die Reise führt, wenn «fremde Richter» urteilen. Dass ein Schweizer SP-Europarichter mitgewirkt hat, der seinen Hang zur Nestbeschmutzung in jedem einzelnen Fall ausgelebt hat, machte die Sache nicht besser. Freisinn, Mitte-Partei und die

Grünliberalen wirkten einigermaßen betreten. Sie wissen, dass Strassburg diesmal den Schiffbruch des institutionellen Rahmenabkommens mit der EU besiegelt haben könnte.

«Leistung oder Gnade»

Wie konnte es dazu kommen? Die Schweiz ist erst 1963 dem bereits 1949 gegründeten Europarat beigetreten. Die Institution mit Sitz in Strassburg versprach dem kriegs- und krisengeschüttelten Kontinent die Garantie von Menschenrechten, Demokratie und Rechtsstaat. Das lange Schweizer Zögern beruhte auf der Staatssäule Neutralität, die nach Auffassung der hiesigen Nachkriegspolitiker jede Teilnahme an internationalen Organisationen mit politischer Ausrichtung ausschloss. Auch wurde in den beginnenden fünfziger Jahren sehr konkret am Projekt einer Europaarmee gearbeitet, weshalb für die Schweiz auch aus militärischen Gründen ein Mittun nicht in Frage kam. Überdies war der Europarat eine rein westeuropäische Angelegenheit, die am Eisernen Vorhang ihre schroffen Grenzen fand.

Obwohl man selbst über die Entsendung von Beobachtern in den Europarat stritt, schickte der Bundesrat Experten und Diplomaten in einzelne Fachgremien. Als die Schweiz dann doch gewisse Abkommen unterzeichnete – etwa 1962 die Europäische Kulturkonvention –, näherte sie sich Schritt um Schritt einem Beitritt.

Damals befürwortete der Bundesrat unter Aussenminister Friedrich Traugott Wahlen von der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB, heute SVP) einen Beitritt zum Europarat. Gleichzeitig hielt er fest: «Ob wir es nun als Leistung oder als Gnade betrachten, so ist es wahr, dass das friedliche Zusammenleben der Stämme und Sprachen, die einen grossen Teil von Europa ausmachen, innerhalb unserer Grenzen gleichzeitig ein Wunder und ein nachahmenswertes Vorbild darstellt.» Und Wahlen warnte vor dem Verlust direktdemokratischer Mitbestimmungsrechte: «Staatsbürgerliche Freiheit besteht nur da, wo von ihr gestaltend Gebrauch gemacht werden kann, wo der Staatsbürger seiner Stimme Gehör zu schaffen vermag, wo die Überschaubarkeit der Verhältnisse

es ihm ermöglicht, sich ein Urteil zu bilden.» Seit ihrem Eintritt in den Europarat wurde die Schweiz im sogenannten Ministerrat durch den Aussenminister oder einen Staatssekretär vertreten. In der Parlamentarischen Versammlung amtierten sechs Abgeordnete, nämlich vier Nationalräte und zwei Ständeräte. Diese Politiker beschäftigten sich in Strassburg unter Mitarbeit eines dorthin von Bern abgesandten Diplomaten mit Menschenrechtsthemen, aber auch solchen des Minderheitenschutzes, von Demokratie, Vielfalt der Kultur, Umweltschutz oder Gesundheit.

Bundesrat Grabers Fehleinschätzung

Es dauerte indessen elf Jahre, bis sich unser Land als Vollmitglied des Europarats 1974 auch zum Beitritt zur Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) durchringen konnte. Mit dieser EMRK hatten die europäischen Staaten einen Grundrechtekatalog ausgearbeitet und mit dem Europäischen Gerichtshof in Strassburg eine Kontrollinstanz geschaffen, die Klagen von Privaten oder Staaten prüft und beurteilt. Vor der Ratifizierung der Menschenrechtskonvention durch die Schweiz mussten allerdings zuerst durch Volksabstimmungen das Frauenstimmrecht eingeführt und die konfessionellen Ausnahmeregelungen (Jesuitenverbot und Klostergründungsverbot) beseitigt werden.

Wegen des noch immer nicht eingeführten Frauenstimmrechts in einzelnen Kantonen beanspruchte die Schweiz «Vorbehalte» auf Zeit. Interessanterweise gehörte ausgerechnet CVP-Ständerat Raymond Broger aus Appenzell-Innerrhoden zu den entschiedenen Befürwortern eines EMRK-Beitritts. Dies trotz der grotesken Situation, dass Strassburg die Wahl eines Ständerats durch die Landsgemeinde als «nicht-demokratische Institution» (!) verbot. Doch für Broger bestanden Souveränitätsbedenken «völlig zu Unrecht», und er erwartete vom Beitritt zur EMRK «absolut keine negativen Folgen». Mit 27 zu null Stimmen bei einigen Enthaltungen folgte die kleine Kammer dem bundesrätlichen Vorschlag.

Die Debatte im Nationalrat verlief lebhafter, doch die Warner und Mahner bildeten eine verschwindend kleine Schar. Der Republikaner James Schwarzenbach betonte, die geltende Bundesverfassung sei «auf den Schutz und die Würde der menschlichen Person zugeschnitten». Die Konvention bedeute eine «neuerliche Beschneidung unserer garantierten Souveränität». Das schweizerische Parlament werde zu einer «die Wünsche des Auslandes berücksichtigenden nachvollziehenden Behörde» absinken. Dies müsse dem «Urbegehren der Bundesgründer, keine fremden Richter zu dulden» ins Gesicht schlagen.

Der freisinnige Gewerbeverbanddirektor Otto Fischer war zwar bereit, dem Bedürfnis seiner Kollegen nach Proklamation einer Menschenrechtserklärung nachzugeben – nicht aber einer Unterstellung der Schweiz unter den Gerichtshof für Menschenrechte: «Ich glaube, dass wir für uns in Anspruch nehmen, dass die Menschenrechte in der Schweiz so respektiert werden, dass wir eigentlich derartige Dinge nicht nötig hätten.» Das Land lebe in der Arglis der Zeit, so Fischer, genau wie vor 700 Jahren: «Die Verantwortung, die wir heute als Bundesversammlung haben, geht dahin, dass wir alles tun müssen, um die Identität und Selbständigkeit unseres Landes zu erhalten.» Vor allem die Möglichkeit der einzelnen Bürger, in Strassburg Beschwerde einzureichen, sei ein Engagement, «das uns später reuen würde und von dem es kein Zurück mehr gäbe».



Otto Fischer.

Auch der freisinnige Zürcher Wirtschaftslobbyist Richard Reich stellte sich ganz entschieden gegen die Individualklage: «Damit würde unser Land erstmals in die Lage kommen, vor einer ausländischen Gerichtsstanz seinen eigenen Staatsangehörigen und den im Lande weilenden Ausländern [...] Rechenschaft ablegen zu müssen. Jeder Einzelne, selbst staatsfeindliche Gruppen, können letztinstanzlich Gerichts- und Verwaltungsentscheide, Entscheide

des Bundesrates und der Bundesversammlung, inbegriffen alle Noterlasse, an die Europäische Kommission und bei Erheblichkeitserklärung an den Strassburger Gerichtshof weiterziehen. Was unserem Bundesgericht bisher versagt war, nämlich die Verfassungsgerichtsbarkeit, soll nun in einer Kompetenzverschiebung einem internationalen Gerichtshof zugestanden werden.»

Bundesrat Pierre Graber (SP) hielt damals als Departementschef des Äusseren zur Menschenrechtskonvention wörtlich fest: «Eine Verurteilung der Schweiz ist nicht vorstellbar.» Er ging wie viele andere davon aus, dass die Artikel 2 bis 14 der EMRK inhaltlich recht genau den Freiheitsrechten der Bundesverfassung entsprechen würden. Und weil die Konvention gekündigt werden könne, sah der Bundesrat weder eine fakultative noch eine obligatorische Volksabstimmung vor. Überhaupt habe die Schweiz schon 1963 mit dem Beitritt zum Europarat deutlich gemacht, dass sie an dieser Institution und deren Aktivitäten teilhaben wolle.

Der föderalistisch gesinnte Waadtländer Nationalrat Claude Bonnard hatte im Namen der liberalen und evangelischen Fraktion verlangt, der Beschluss über die Genehmigung

der Konvention müsse dem obligatorischen Referendum und damit dem Verdikt von Volk und Ständen unterstellt werden. Bonnard äusserte die Überzeugung, die Anerkennung des Mechanismus der kollektiven Garantie der Menschenrechte habe eine tiefgreifende Änderung der Struktur unserer Einrichtungen zur Folge. Dies vor allem darum, weil die letztinstanzlich vom Bundesrat oder vom Bundesgericht getroffenen Entscheidungen an ein überstaatliches Organ weitergezogen werden könnten.



Raymond Broger.

Der grundsätzliche Verzicht auf eine Volksabstimmung wurde

auch in den Parlamentsdebatten von 1974 angeprangert. Offensichtlich nicht zu Unrecht: 2005 sind Rechtswissenschaftler der Universität St. Gallen in einer Studie über dreissig Jahre EMRK-Erfahrungen der Schweiz zum Schluss gekommen, «dass kein anderer Vertrag die schweizerische Rechtsordnung derart geprägt hat». Dieses Fazit dürfte sich im 50. Jubiläumjahr noch weit mehr zugespitzt haben.

8000 Beschwerden gegen die Schweiz

In all diesen Jahren sind vor allem betroffene Bürger vor den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte gezogen. Sie forderten dort faire Gerichtsverfahren, pochten auf ihre Gewissens- und Meinungsfreiheit oder auf andere Menschenrechte. Diese Garantien der EMRK halten sie unseren Behörden von Bund, Kantonen und Gemeinden entgegen, was übrigens auch ohne anwaltschaftliche Vertretung funktioniert. Im Vorfeld müssen allerdings alle innerstaatlichen Rechtsmittel ausgeschöpft werden, was in der Schweiz eine Beschwerde ans Bundesgericht bedeutet.

Nur ist der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte aufgrund von Hunderttausenden von Beschwerdeeingängen notorisch überlastet. Ging es bis in die siebziger Jahre meistens um Haftbedingungen, betreffen heute die Fälle so ziemlich alle Bereiche einer «modernen» Gesellschaft. Die Urteile des Gerichtshofs stellen bindend fest, ob ein Staat die EMRK verletzt hat, und verpflichten diesen, ein allfälliges Unrecht zu beseitigen und unter Umständen Schadenersatz zu entrichten. Etwa 8000 Beschwerden wurden seit 1974 gegen die Schweiz eingereicht, wobei über 200 mit einem Strassburger Urteil endeten. In weit über hundert Fällen wurde mindestens eine Verletzung des Grundrechtekatalogs der EMRK festgestellt. Sie haben hierzulande in der Folge zu erheblichen Gesetzes- und Praxisänderungen geführt.

Man möchte lieber nicht wissen, welche Maschinerie das neueste Urteil zugunsten der Klimaseniorinnen in Gang setzen wird.

Babel an der Limmat

Feministinnen entdecken die Zürcher Äbtissin Katharina von Zimmern als Vorbild. Sie errichten ihr zu Ehren einen provisorischen Holzturm beim Fraumünster. Wer die Geschichte Zürichs auch nur oberflächlich kennt, kann sich nur wundern.

David Vogelsanger

Offensichtlich hat den Zürchern und erst recht den Zürcherinnen die läppische Geschichte mit dem Hafenkran vor zehn Jahren nicht gereicht. Aber beginnen wir von vorn.

Katharina von Zimmern (1478–1547) war die letzte Fürstäbtissin des Fraumünsterklosters und eine bedeutende Gestalt der Zürcher Geschichte. Ihr Vater, ein Adliger aus dem seinerzeit mit den Eidgenossen verbündeten schwäbischen Rottweil, fiel beim Kaiser in Ungnade und fand im damals glarnerisch-schwyzerischen Weesen als echter politischer Flüchtling Zuflucht. Dort soll die Tochter mit dem Knaben Zwingli gespielt haben. Der Vater brachte sie dann im Fraumünster unter, wo sie als Achtzehnjährige bereits Äbtissin wurde. Das Kloster war materiell und moralisch vollkommen heruntergekommen. Katharina von Zimmern bemühte sich redlich, es wieder auf eine solide Bahn zu bringen, allerdings weitgehend ohne Erfolg. Schliesslich war die Äbtissin die einzige noch verbleibende Klosterfrau und schloss sich der Reformation an. Huldrych Zwingli sagte von ihr: «Sie gehört zur Partei Christi und brächte es nicht fertig, mir etwas abzuschlagen.»

Kinder mit fünfzig

1524 übergab Katharina von Zimmern das Fraumünster mit all seinem Besitz, zu dem der Albis und Zimmerberg und Rechte bis in den Kanton

Uri gehörten, freiwillig dem Rat von Zürich. Sie heiratete einen Söldner, der 1531 in der Schlacht von Kappel im Zürcher Heer fiel. Mit gegen fünfzig Jahren hatte sie mit ihrem Mann noch zwei Kinder, wobei sie möglicherweise schon als junge Äbtissin einmal Mutter geworden war. Katharina von Zimmern lebte als allseits respektierte Persönlichkeit bis zu ihrem Tod mit fast siebzig Jahren in Zürich. Sie wurde ins Bürgerrecht und als Adlige in die Gesellschaft zur Constaffel aufgenommen. Ihr Haus am Neumarkt hiess und heisst heute noch «Zum Mohrenkopf», was für die heutige Stadtzürcher Obrigkeit bekanntlich ein grosses Ärgernis ist. Und zwar ein so grosses, dass neben der Tür eine Rassismuswarnung angebracht werden musste.

So weit die Geschichte. Katharina von Zimmern hätte in Zürich ohne Zweifel ein schönes Denkmal verdient, ein schöneres jedenfalls als den hässlichen Kupferblock, der den Kreuzgang des Fraumünsters verunstaltet. Seit Jahren sind nämlich Damen eifrig daran, Katharina von Zimmern als eine Art Ikone feministischer Theologie zu vereinnahmen, was sie gewiss nicht war. Nun soll also Katharina von Zimmern erneut geehrt werden, und zwar mit einer typisch zürcherischen Schnapsidee.

Zweihundert Jahre nach der Übergabe des Fraumünsters an die Stadt wurde der ehemalige Südturm der Kirche abgebrochen und der Nordturm zu seiner heutigen eleganten Gestalt erhöht. Daran erinnert die goldene Jahreszahl 1732 am Turm, was zahlreiche Touristen aus Übersee zum Staunen über das Alter des Münsters veranlasst. Tatsächlich ist es aber bereits 1150 Jahre alt. Der Abbruch des Südturms hatte mit Katharina von Zimmern nicht das Geringste zu tun, sondern war eine rein architektonische Massnahme. Jetzt soll dieser Turm mit einer vierzig Meter hohen «Kunstinstallation» von August bis Dezember dieses Jahres wieder erstehen. Tausend Meter Stoffbänder werden daran gehängt und mit den Namen der 29 Äbtissinnen und weiterer

fünfhundert «bedeutender Zürcher Frauen» bedruckt, alles selbstverständlich «nachhaltig konzipiert». Eine Dampfmaschine wird Wolken produzieren, die an die Vergänglichkeit der Zeit erinnern sollen.

Türmli für die Kantonalbank

Unter den Sponsoren dieser ohne Zweifel teuren Selbstverwirklichung heutiger bedeutender Damen figurieren die reformierte und die katholische Kirche, der Kanton Zürich, vertreten von der längst aus der Kirche ausgetretenen Justizdirektorin Jacqueline Fehr, selbstverständlich auch die Stadt Zürich, da hier ja keine Mohren Anstoss erregen, sowie die Zürcher Kantonalbank, die zwar auf die Türme zur

Mit dabei ist auch Justizdirektorin Jacqueline Fehr, die längst aus der Kirche ausgetreten ist.

Errichtung einer Sesselbahn über den See verzichten musste, aber jetzt wenigstens bei einem *Türmli* mitmachen darf. Bürgerinnen und Bürger werden den Kopf schütteln. Aber zahlen dürfen sie.

Unter den Unterstützern finden sich zahlreiche Namen von Pfarrerinnen und Pfarrern, aktiven und vor allem ehemaligen Politikerinnen, Professorinnen, Philosophinnen, Anwältinnen und sogar einer Journalistin der NZZ. Eher erstaunlich ist die Präsenz der katholischen Kirche des Kantons Zürich, dürfte die grosse Katharina von Zimmern doch den bedeutendsten Raub von katholischem Kirchengut in der Schweizergeschichte verantwortet haben.

Vor 250 Jahren sprach man bei echten Geistesgrössen der Aufklärung im alten Zürich vom «Limmat-Athen». Jetzt müsste man angesichts des Turmbaus eher von einem «Babel an der Limmat» sprechen. Wer auch nur ein bisschen bibelfest ist, weiss, wie es jenem Turm erging.

David Vogelsanger war Diplomat, sein Vater Peter Vogelsanger Pfarrer am Fraumünster in Zürich und Verfasser einer umfassenden Geschichte dieser Kirche.



Wo ist der Südturm? Zürcher Fraumünster, 1757.

Eine sehr englische Karriere

Elizabeth Hurley freut sich über ihr persönliches Glück. Wie erfrischend!

Ihrer Schönheit und Eleganz zum Trotz hat Elizabeth Hurley etwas Komisches. Vielleicht liegt das am Auseinanderklaffen zwischen ihrem Image und dem, wie sie wirklich ist: Sie gilt als pikfein und ist wunderbar vulgär. Ihr Vater war Major, sie aber besuchte eine öffentliche Schule und war ein gepiechter Punk; dies entbehrt nicht der Ironie angesichts des Sicherheitsnadelkleids von Versace, mit dem sie 1994 anlässlich einer Premiere ihres damaligen Partners Hugh Grant Furore machte. Sie spricht wie eine Angehörige der Oberschicht, doch ihr Nachname klingt wie die Bezeichnung einer Stripteasetanz-Bewegung: *hurley* linksrum, *hurley* rechtsrum. Sie mutet wie ein Showgirl aus der Zeit Edwards VII. an: Sie ist die Sorte Frau, die sportbeflissene Gentleman als «prächtige Stute» bezeichneten, und insofern klang es durchaus einleuchtend, dass sie «die ältere Frau mit einer Vorliebe für Machopferde» gewesen sein soll, die Prinz Harry entjungferte und ihn «wie einen jungen Hengst behandelte», was sie aber bestritten hat.

Biolandbau und Badeanzüge

Sie ist lustig, wenn sie die Grande Dame zu geben versucht und von Nichtschauspielern als «Zivilisten» spricht. Lebten wir noch in den erwähnten alten Zeiten, wäre sie ein Showgirl gewesen, das einen Herzog heiratete; doch tatsächlich ist sie Zoll für Zoll ihre eigene Frau. Sie scheint nicht von künstlerischem Ehrgeiz verzehrt zu werden, sondern es vorzuziehen, ihren Lebensunterhalt mit Dingen zu verdienen, die sie interessieren und die lukrativ sind, ob das nun der Biolandbau oder von ihr kreierte Badeanzüge sind. Während Covid sagte sie ihre jährliche Fotosession für Badekleidung in der Karibik ab, weil sie den Eindruck hatte, «es wäre nicht recht, am Strand Bananen-Daiquiris zu schlürfen, während alle anderen zu Hause eingesperrt sind». Auch dass sie den Brexit unterstützte, zeigte, dass sie angenehm unpräzise sein kann.

Ihre Karriere ist sehr englisch: Es gibt bei ihr weder Drogensucht noch sonstige Selbsterstörung noch Selbstmordversuche, wie sie bei amerikanischen Showbusiness-Schönheiten gang und gäbe sind. Sie ist eher ein fer-



Wie ein Showgirl aus der Zeit Edwards VII.: Model Hurley, 58.

tiges Produkt als etwas, das ständig in Arbeit ist. Ausgebildet wurde sie als Balletttänzerin, als Schauspielerin eher theoretisch als tatsächlich, nach dem Auftritt in dem besagten Kleid wurde sie von Estée Lauder als Model engagiert – mit 29, also in einem Alter, in dem die meisten Models ans Aufhören denken.

Sie hat tapfer immer mal wieder als Schauspielerin gearbeitet, von der parodistischen amerikanischen Fernsehserie «The Royals» bis zu ihrem jüngsten B-Movie, «Strictly Confidential», in dem es unter der Regie ihres Sohns

Damian zu einer Lesbenkusszene kommt. Doch nachdem sie wegen Hölzernheit sogar als Präsentatorin der englischen Reality-TV-Serie «Project Catwalk» geschasst wurde, ist nicht anzunehmen, dass sie für ihre neuste Rolle von den Kritikern gefeiert werden wird. Doch was soll's? In einer Welt sich selbst bemitleidender, von Ängsten gequälter Promis wirkt Elizabeth Hurleys unpräzise Freude über ihr persönliches Glück höchst erfrischend.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Arabische Schützenhilfe für Israel

Erstmals hat der Iran Israel direkt angegriffen. Die massive Luftattacke war ein Reinfall. Dank einer Koalition mit Jordanien, Saudi-Arabien und den Vereinigten Arabischen Emiraten.

Pierre Heumann



Schlüssel zum Erfolg: F-35-Kampffjet über Zentralisrael, 14. April.

Tel Aviv

Eben noch war Israels Premier Benjamin Netanjahu wegen seiner Kriegsführung im Gaza-Streifen weltweit schweren Vorwürfen ausgesetzt. Doch in der Nacht auf den 14. April kamen auch seine schärfsten Kritiker dem Staat Israel zu Hilfe: die USA, Grossbritannien, Frankreich und sogar Jordanien. Sie unterstützten Israel bei der Abwehr der 170 mit Sprengstoff geladenen Drohnen, 120 ballistischen Raketen und 30 Marschflugkörper, die der Iran mit einer Gesamtlast von sechzig Tonnen auf Israel abgefeuert hatte.

Jordaniens heikle Beteiligung

Der Angriff sei nach allen Massstäben gewaltig gewesen, sagen Experten und vergleichen die Zahl der Drohnen mit dem Kriegsgeschehen in der Ukraine. Vor einem Jahr wurden zum Beispiel 75 Drohnen auf Kiew losgeschickt, was damals als «grösste Attacke seit Kriegsbeginn» bezeichnet wurde.

Der Schaden hätte «horrend» sein können, meint der Verteidigungsanalyst Yohanan Ben Jacob. Die Flugbahnen waren so angelegt, dass

sie das Verteidigungsministerium im Zentrum von Tel Aviv, Luftwaffenstützpunkte im Negev, eine Marinebasis in Eilat oder die Hafenanlagen in Aschdod und Haifa attackiert hätten – wären die Geschosse nicht frühzeitig abgefangen worden.

99 Prozent der Drohnen und Raketen erreichten ihr Ziel nicht. Dafür sorgte nicht nur Israels Luftabwehrsystem, sondern auch die

Teheran versuche seit Monaten, die Stabilität des jordanischen Königreichs zu untergraben.

breitabgestützte westliche Koalition, an der sich mehrere Golfstaaten beteiligten, neben Jordanien auch Saudi-Arabien und die Vereinigten Arabischen Emirate.

Für Jordanien war die Mitwirkung heikel wegen seiner palästinensischen Bevölkerungsmehrheit, die aus naheliegenden Gründen kein Interesse hat, Israel beizustehen, während des Gaza-Kriegs schon gar nicht. Die Israel-Hilfe rechtfertigte der König deshalb mit dem Argu-

ment, dass er für die Sicherheit seiner Bürger sorgen musste, da die Geschosse über Jordanien flogen. Aber letztlich lag die Kooperation in seinem Interesse. Teheran versuche seit Monaten, die Stabilität des Königreichs zu untergraben, sagt Eyal Pinko, der ehemalige Leiter der Nachrichtendienstabteilung im Büro von Premier Benjamin Netanjahu. Jordaniens östliche Grenze wird von bewaffneten, dem Iran treuergebenen Gruppen kontrolliert.

Zentralkommando der USA in Katar

Wie brisant die Teilnahme innenpolitisch auch für Riad war, zeigt das Dementi des Königshauses. Saudi-Arabien sei am Abfangen der iranischen Drohnen und Raketen nicht beteiligt gewesen, meldete zunächst das Onlineportal Al-Arabiya und sprach von einer «proaktiven Haltung» bei der Sicherung der regionalen Stabilität. Auch wenn sie es abstreiten: Die Saudis gaben laut *Wall Street Journal* Informationen über die iranischen Angriffspläne gegen Israel weiter. Diese Hinweise seien der Schlüssel zum Erfolg der Luftabwehrmassnahmen gewesen, die den massiven Angriff fast vollständig vereitelten.

Nur selten sind sich die Regierungen im Mittleren Osten so einig wie im Fall Iran. Die von der Islamischen Republik ausgehende mehrfache Gefahr verbindet. Teheran finanziert Terrornetzwerke im Libanon, in Syrien, in Gaza, im Westjordanland und im Jemen, verfügt über die grössten ballistischen Raketenkapazitäten im Mittleren Osten und versucht nicht nur in Jordanien, Regierungen im Mittleren Osten zu unterwandern, zu destabilisieren und als Terror-Hub zu benutzen.

Doch wie war es möglich, dass die Koalition mit so unterschiedlichen Mitgliedern in wenigen Tagen einsatzbereit und gut aufeinander abgestimmt war?

Die USA, Israel und arabische Staaten koordinieren seit mehreren Jahren ihre Verteidigung im Mittleren Osten: unter der Führung von Centcom, dem Zentralkommando der USA mit Sitz in Katar. Sie haben den Verteidigungsschirm Middle East Air Defense



Alliance (MEAD) gegründet. Motiviert wurde MEAD durch die Angriffe iranischer Drohnen und Marschflugkörper unter anderem auf Ölinstallation, Städte und Militärstützpunkte in

Die russische Technologie könnte den Iran in einen weitaus gefährlicheren Gegner verwandeln.

Saudi-Arabien und den Vereinigten Arabischen Emiraten sowie durch Angriffe auf US-Militärbasen im Nahen Osten und die immer wiederkehrenden Drohungen an die Adresse Israels.

Am vergangenen Wochenende kam es zum ersten grossen MEAD-Test. Israels Luftwaffenchef spricht von «einer synchronisierten Aktion am Himmel des Mittleren Ostens». Die unterschiedlichen Computersysteme und Sprachen mussten aufeinander abgestimmt werden, um sicherzustellen, dass die Flugzeuge ihre Objekte millimetergenau treffen und sich nicht gegenseitig abschiessen. Wiederholt wurde das trainiert und durchgespielt. Zweimal im Jahr würden «mehrere» gemeinsame Übungen zur Raketenabwehr durchgeführt, sagt Tal Inbar, der in Tel Aviv das Weltraumforschungszentrum am Fisher Institute for Air and Space Strategic Studies leitet und von einem «langfristigen Projekt» spricht.

Die iranischen Raketen und Drohnen wurden vom Moment ihres Starts an von Frühwarnradaren in den Ländern des Persischen Golfs verfolgt, die mit der US-Einsatzzentrale in Katar verbunden sind. Diese übermittelten die Informationen an Kampffjets aus mehreren Ländern im Luftraum über Jordanien und anderen Ländern sowie an Kriegsschiffe auf See und Raketenabwehrbatterien in Israel. Die Sensoren sind in der ganzen Region installiert.

Reichweite von 2500 Kilometern

Die gegen die Islamische Republik gerichtete Verteidigungscoalition ist durch die Fortschritte der iranischen Drohnentechnologie motiviert, die trotz der Sanktionen gegen die Mullahs realisiert wurde. So hat vor kurzem die iranische Industrie eine Drohne vorgestellt, die als Teil eines Drohnenschwarms operieren kann. Die Drohnen könnten miteinander kommunizieren und ein Ziel «wesentlich effektiver an-

greifen als ein einzelnes Flugzeug», sagt ein Reporter in Teheran. Die Drohnen-Innovationen hätten auch politische Konsequenzen. Sie hätten das Regime ermuntert, forscher und frecher aufzutreten, meint der iranische Journalist. Der Iran habe «noch viel mehr von alldem», was stets leistungsfähiger werde, sagt der israelische Raketenexperte Inbar. Derzeit haben die Drohnen eine Reichweite von 2500 Kilometern, eine Geschwindigkeit von 185 km/h, und sie sind 200 Kilo schwer.

Die Drohnen des Iran werden vor allem im Shahed Aviation Industries Research Center produziert, einem Unternehmen, das dem Korps der Islamischen Revolutionsgarde untersteht. Die Produktion boomte in den letzten fünf Jahren – und verändert die Kriegsführung.

Drohnen, die rund 20 000 Dollar kosten, sind auf dem Schlachtfeld plötzlich allgegenwärtig geworden – aber man stehe erst am Anfang dieses neuen Zeitalters der «Billig»-Kriegsführung, sagen Ingenieure. Huthi-Terroristen haben zum Beispiel durch kostengünstige Drohnenangriffe auf Schiffe den Handel im Golf von Aden in Milliardenhöhe lahmgelegt. Zum Vergleich: Die Abwehr des jüngsten Raketenangriffs auf Israel schlägt mit einer Milliarde Dollar zu Buch.

«Es beginnt ein neues Zeitalter der Kriegsführung», so ein Teheraner Analyst. Die iranischen ballistischen Raketen seien in den letzten zehn Jahren immer präziser geworden. Teheran liefere diese Waffen an seine Stellvertreter in der Region – zum Beispiel an die Hisbollah oder an die Huthi.

Problem Überwachungssatellit

Vor zwei Jahren tat sich den Drohnenproduzenten ein neuer Markt auf: Russland. Der Iran liefert Tausende von Kampfdrohnen und Raketen, um Moskau in seinem Krieg gegen die Ukraine zu unterstützen. Im Gegenzug soll Moskau moderne Kampffjets und Luftabwehrtechnologie liefern, die Teheran dabei helfen könnten, seine Verteidigung gegen künftige Luftangriffe Israels oder der Vereinigten Staaten zu verstärken.

Die russische Technologie könnte den Iran in einen weitaus gefährlicheren Gegner verwandeln, der über eine verbesserte Fähigkeit verfügt, Flugzeuge und Raketen abzuschliessen, zitiert die *Washington Post* Experten.

Russlands Unterstützung könnte die iranischen Strategen noch aggressiver machen. Ein iranischer Satellit verfügt über Überwachungsfähigkeiten, die für Israel und die Region ein ernsthaftes Problem darstellen. Er ist in der Lage, militärisch sensible Orte im Land zu überwachen und hochauflösende Bilder von Objekten am Boden aufzunehmen. Er wurde vor zwei Jahren vom russisch kontrollierten Kosmodrom Baikonur in Kasachstan in die Umlaufbahn geschossen.

Schweizer Pannen-Fernsehen

Zum Kernauftrag des Schweizer Fernsehens SRF gehört die Übertragung von Festlichkeiten wie jene des Zugs der Zürcher Zünfte zum Böögg am Sechseläuten. Es handelt sich hier um eines der populärsten Feste unseres Landes, das die grösste Schweizer Stadt jeweils an einem Wochenende im April in Ausnahmezustand versetzt. Exakt für eine solche Aufgabe ist die öffentlich-rechtliche Sendungsanstalt weltweit so ziemlich am luxuriösesten ausgestattet. Darum dürfte man vom Fernsehen SRF eigentlich eine grandiose Umsetzung dieses Frühlingfestes erwarten. Dann hat nämlich auch das Publikum zu Hause etwas von diesem einmaligen Traditionsanlass. Doch SRF präsentierte sich heillos überfordert.

Es kam zu peinlichen technischen Pannen von mehreren Minuten Länge, nämlich einem totalen Tonausfall, kurz eingeblendeten Bildern, die plötzlich wieder verschwanden, dann stumm präsentierte Landschaften von Appenzell Ausserrhoden nebst dem Hinweis auf die technischen Schwierigkeiten – begleitet vom textlichen Versprechen, diese baldmöglichst zu beheben. Teilweise überschlug sich auch der Ton. Wie genau es zu diesem technischen Versagen kam, müsste man im Leutschenbach ernsthaft analysieren. Auch die rhetorisch vielfach überforderte Moderatorin Cornelia Boesch und ihr allzuspröder zünftige Co-Moderator Reto Henger liessen leider vor dem Bildschirm keine rechte Freude aufkommen. (WW)

dieSchweiz.ch

unabhängig
und kostenlos
inserieren

Schauprozess gegen Trump

Das jüngste Verfahren gegen Donald Trump ist eine politisch motivierte Farce. Ein führender Strafrechtler warnt vor einem «schrecklichen Präzedenzfall».

Urs Gehrig

Donald Trump steht als erster Ex-Präsident und als erster Präsidentschaftskandidat in der Geschichte der USA vor Gericht. Der Bezirksstaatsanwalt von Manhattan, Alvin Bragg, wird in den nächsten Wochen versuchen, die Geschworenen davon zu überzeugen, dass Trump im Zusammenhang mit Schweigegeldzahlungen sage und schreibe 34 Straftaten begangen hat. Es ist ein Prozess, der nie stattfinden würde, hiesse der Angeklagte nicht Donald Trump.

Worum geht es? Stephanie Gregory Clifford, die als «Stormy Daniels» im Porno-Zirkus mit Streifen wie «Hell on High Heels» oder «Space Nuts» für Furore sorgte, macht geltend, dass es anno 2006 zu einem intimen Austausch zwischen ihr und Herrn Trump gekommen sei.

Legale Vertraulichkeitsvereinbarung

Zehn Jahre nach dem angeblichen Rencontre stand Trump als Kandidat für die US-Präsidentschaft im Rennen. Und just in jenem Moment drohte Daniels gegenüber Trump wiederholt, einen Sturm zu entfachen, falls er kein Schweigegeld lockermache. «Es gibt keine Beweise, die Daniels' Behauptung über die Affäre untermauern, und ihre Glaubwürdigkeit ist ebenfalls gleich null», schreibt die Online-Zeitung *The Hill*. Stormy Daniels Verhalten könne man «nur als Erpressung bezeichnen».

Kurz vor der Wahl 2016 liess Trump der furiosen Darstellerin über seinen Anwalt 130 000 Dollar überweisen. Was diese freilich nicht daran hinderte, später mit der Geschichte an die Öffentlichkeit zu gehen.

Eine solche Vertraulichkeitsvereinbarung ist nicht illegal. In der aktuellen Anklage gegen Trump geht es denn auch nicht um «Schweigegeld» per se, sondern um die Abwicklung desselben. Konkret wird Trump vorgeworfen, er habe die Zahlung unrechtmässig verbucht und auf widerrechtliche Art zu verschleiern versucht.

Um seine Anklageschrift aufzupeppen, führte Anwalt Bragg jede angeblich unrechtmässig verbuchte Rechnung und jeden Scheck separat auf und kam so auf die bombastische Zahl von 34 Anklagepunkten. Auch wenn Falsch-

buchungen von Schweigegeld belegt werden können, reicht dies nicht zu einer Verurteilung. Denn eine Falschbuchung ist nach New Yorker Recht bloss ein Vergehen und nicht ein Verbrechen. Der Tatbestand eines Verbrechens wäre erst dann erfüllt, wenn Trump mit Falschbuchungen ein zweites Delikt hätte vertuschen wollen.

Anwalt Bragg glaubt, ein solches gefunden zu haben. Er will zeigen, dass Trump eine Verletzung von Regeln zur Wahlkampffinanzierung begangen hat. Denn, so der Anwalt, die Zahlungen seien unmittelbar vor der Wahl 2016 verbucht worden. Konkret: Trump habe das Bekanntwerden einer ausserehelichen Affäre verhindern wollen, um seine Wahlchancen zu wahren und dem Image seiner Firma nicht zu schaden.

Dies zweifelsfrei zu beweisen, ist für Anwalt Bragg kein einfaches Unterfangen. Denn ebenso gut könnte Trump aus privaten Motiven gehandelt haben, um eine peinliche Geschichte diskret unter Verschluss zu halten.

Es ist kein Zufall, dass sowohl die Bundesbehörden als auch der ehemalige Staatsanwalt

von New York davor zurückschreckten, Trump wegen genau dieser Vorwürfe strafrechtlich zu verfolgen. Braggs Vorgänger Cyrus Vance hatte zweimal die Schweigegeldzahlung untersucht und verzichtete darauf, Anklage zu erheben.

Viele Medien blenden diese Hintergründe in ihrer Berichterstattung aus und fokussieren mit Schadenfreude auf Trumps Auftritt vor Gericht. Wie etwa die *Frankfurter Rundschau*, die titelt: «Echtes Problem» mit Richter – Ex-Präsident nörgelt schon wieder». Weil es um Trump geht, lassen seine Feinde nicht locker.

Verurteilung nicht auszuschliessen

So stand «der neugewählte demokratische Staatsanwalt [Alvin Bragg] unter politischem Druck, etwas zu unternehmen», schreibt das *Wall Street Journal*. «Seine Top-Staatsanwälte, die für Trump zuständig waren, kündigten entnervt, und die Medien machten ihn dafür verantwortlich, dass er in den ersten Monaten seiner Amtszeit keine Anklage gegen Trump erhoben hatte.» Jetzt wird die Öffentlichkeit Zeuge eines «juristischen Irrwegs, der nicht hätte beschritten werden dürfen».

Noch deutlicher wird Alan Dershowitz, Doyen der amerikanischen Strafrechtler: «In sechzig Jahren Praxis und Lehrtätigkeit im Strafrecht habe ich, glaube ich, noch nie einen schwächeren Fall gesehen als diesen New Yorker Fall.»

Er habe nie für Trump gestimmt und werde dies auch im November nicht tun, so Dershowitz auf Fox News. Doch es gehe nicht an, dass jemand aus politischen Motiven juristisch verfolgt werde. Und genau dies sei hier der Fall: «Er [Trump] wird wegen etwas angeklagt, das überhaupt nicht kriminell ist.»

Bei einem Schuldspruch droht Trump eine mehrjährige Gefängnisstrafe. Sollte es zu einer Verurteilung kommen, wäre dies «ein schrecklicher, schrecklicher Präzedenzfall», erklärt Dershowitz.

Doch eine Verurteilung sei nicht auszuschliessen, «denn wir sind in New York City, und die Geschworenen werden von ihren politischen Ansichten beeinflusst.»



«Nie einen schwächeren Fall gesehen»: Stephanie «Stormy Daniels» Clifford.

Ueli, der Medienstar

Schlagzeilen-King: Ueli Maurer ist nicht mehr Bundesrat, aber mehr in den Medien als je zuvor.



Was Ueli Maurer vom Schweizer Fernsehen hält, ist bekannt. Er hält wenig davon. Sein giftigstes Urteil formulierte er kürzlich erst: «Ich verlange bald Schmerzensgeld, wenn ich Schweizer Fernsehen schauen muss.»

Und wie reagierte das Schweizer Fernsehen kurz danach auf den Anpfiff des ehemaligen Bundesrats? Es bat ihn um ein Interview für «10 vor 10». Maurer machte mit.

Es ist eine sehr originelle Konstellation, die wir erleben. Kein anderer Bundesrat hat, so wie Maurer, immer wieder die Medien kritisiert. Und kein anderer Bundesrat ist nach seinem Rücktritt dermassen zum Medienstar geworden. An Maurer kommt derzeit kein Journalist vorbei. Er ist der Garant für dicke Schlagzeilen.

Beim Interview mit «10 vor 10» war das genauso. Maurer variierte sein liebstes Thema, wonach Corona nur ein Luftballon war, bei dem von An-

Der Seich, den die Regierung während Corona fabrizierte, war natürlich auch der Seich der Redaktionen.

steckung über Abstandsregeln bis Impfnutzen die behördlichen Entscheide allesamt falsch oder übertrieben waren.

Dann wandte sich Maurer im Interview mit «10 vor 10» direkt an die TV-Journalisten: «Was Sie den Leuten für Angst gemacht haben – es hat alles nicht gestimmt.»

Es gab auch früher schon ehemalige Bundesräte, die regelmässig in der Öffentlichkeit erschienen, Pascal Couchepin etwa oder Micheline

Calmy-Rey. Allerdings schafften sie es vielleicht einmal im Monat prominent in die Schlagzeilen. Bei Maurer ist es mehrmals pro Tag. Seit er Ende 2022 zurücktrat, zählen die Mediendatenbanken von ihm 8800 Auftritte in Zeitungsartikeln und Fernsehsendungen.

Der Unterschied an Resonanz ist schnell erklärt. Ein Couchepin und eine Calmy-Rey haben ihre Regierungszeit stets glorifiziert. Maurer diskreditiert sie.

Sein Thema ist die Pandemie. Die Zeit von Corona, sagte er in diversen Interviews, war in der Regierung eine Phase der «Hysterie» und der «Manipulation» und dies mit «ganz viel heisser Luft». Der Bundesrat habe nicht sachlich, sondern «sehr emotional entschieden». Kritische Stimmen zu Corona-Massnahmen «wurden aussortiert». Kurzum, der Regierungsstil hatte diktatorische Tendenzen, «die es in einem freihheitlichen Staat so nicht geben darf».

Das ist natürlich prächtiger Stoff für die Medienbranche. Ein Regierungsmitglied, das heftig über seine Regierungszeit herfällt ... ich kann mich nicht erinnern, dass diese spezielle Story in den Schweizer Medien schon einmal hochgekocht werden konnte.

Warum er so eigenkritisch daherkommt, erklärte TV-Kritiker Maurer, wieder einmal, dem Schweizer TV, diesmal der «Rundschau»: «Man muss auch sagen, da haben wir einen *Seich* gemacht, und das müssen wir korrigieren.»

Und jetzt kommen wir zum Problem der Journalisten. Der *Seich*, den die Regierung während Corona fabrizierte, war natürlich auch der *Seich* der Redaktionen. In militärischer Formation standen sie hinter dem Bundesrat und ihrem

Frontmann Alain Berset. Die Journaille übernahm und verteidigte untertänig auch den grössten Unsinn, der ihnen aus dem Bundeshaus serviert wurde. Keiner kritisierte etwa, dass Berset die Idiotie verkündete, dass Geimpfte nicht ansteckend seien. Dann wiederum bliesen alle Medien zur blutigen Jagd auf die Impfskeptiker.

Es folgt daraus eine typische Doppelzüngigkeit, wie sie im Mediengewerbe üblich ist. Die Redaktionen lieben einerseits Maurer als Staatskritiker, der Schlagzeilen liefert. Andererseits prügeln sie auf ihn ein, weil er ihnen auch das eigene Versagen als Staatspropagandisten vor Augen hält.

Maurer «wird seit seinem Rücktritt immer sonderlicher», diagnostiziert denn der *Tages-Anzeiger*. Die *Aargauer Zeitung* ist über ihn «irritiert». Das Schweizer Fernsehen jubelt über «massive Kritik» an Maurer. Die *NZZ am Sonntag* erkennt «krude Aussagen» von einem «Alt-Bundesrat im Abseits». Der *Blick* entdeckt bei ihm «krude Thesen» und berichtet von «zunehmender Radikalisierung».

Ja, die Journalisten. Sie schreiben erst Maurer zum Medienstar der Gegenwart hoch. Dann wieder versuchen sie, ihn vom Sockel herunterzuzerren, den sie zuvor selber gebaut haben.

Man kann das als bewährte Medienstrategie kommentieren. Das ist eher mein Ansatz.

Man kann es aber auch kommentieren mit einer Aussage, die Ueli Maurer einmal gegenüber einer Gruppe von Journalisten machte: «Viel dümmer kann man nicht sein, als ihr es seid.»

«Brandmauern haben in einer Demokratie nichts zu suchen»

Der Staatsrechts-Professor und frühere CDU-Minister Rupert Scholz sieht Deutschland in einer tiefen Identitätskrise. Seine Kritik richtet sich gegen den Verfassungsschutz. Die AfD als faschistisch zu bezeichnen, sei Unfug.

Roger Köppel

Rupert Scholz ist Zeitzeuge und Gestalter deutscher Demokratie. Im Alter von fünf Jahren starb sein Vater als Wehrmachtsoffizier in der Schlacht von Stalingrad. Aufgewachsen ist er mit seiner Mutter und seiner Schwester im kriegszerstörten Berlin. Seit seiner Jugend war er am Aufbau der Bundesrepublik aktiv beteiligt. Er lehrte als Professor der Rechtswissenschaft. Von 1981 bis 1983 war er als Mitglied der CDU im Senat des Regierenden Bürgermeisters von Berlin, Richard von Weizsäcker, Senator für Justiz. Von 1982 bis 1988 amtierte er als Senator für Bundesangelegenheiten. 1988 berief ihn Bundeskanzler Helmut Kohl als Bundesminister der Verteidigung in sein Kabinett.

Letzte Woche sorgte Scholz mit einem Leserbrief in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (s. S. 30) für Aufsehen. Darin übt der Staatsrechtler heftige Kritik am heutigen Verfassungsschutzpräsidenten Thomas Haldenwang, dem er Beschneidung der Meinungsfreiheit vorwirft.

Weltwoche: Herr Professor Scholz, wie beurteilen Sie die Lage in Deutschland?

Rupert Scholz: Auf eine kurze Formel gebracht, würde ich sagen: «Mein Land, meine Heimat, mein Deutschland ist in einer evidenten Krise.» In einer Krise, die wirtschaftlich begründet ist, die politisch-ideologisch begründet ist und die vor allem Fragen aufwirft. Die Deutschen sind sich ihrer Identität heute nicht mehr hinreichend bewusst.

Weltwoche: Wie würden Sie diese deutsche Identitätskrise charakterisieren?

Scholz: Identität gründet sich auf Identifikation. Und Identifikation bedarf vor allem bestimmter Grundwerte, Grundüberzeugungen, die allgemeingültig sind oder als allgemeingültig anerkannt werden. Und diesbezüglich wird es eben heute in Deutschland kritisch und schwierig. Viele sprechen von einer gespaltenen Gesellschaft, und ich denke, sie haben recht. Eine gesplante Gesellschaft, deren innere Orientierung an entsprechenden Grundwerten inzwischen zwei-

felnd, unsicher, auch labil geworden ist. Und wie man das überwindet, das weiss ich nicht. Aber die Deutschen müssen wieder den Kurs finden, um es einmal so zu sagen. Die Deutschen haben eigentlich immer den Kurs gefunden. Insofern bin ich nicht ohne einen gewissen Optimismus. Aber das jetzt vor allem

«Wir haben heute eine Regierung, die sich im Grunde nur noch aus Ideologen zusammensetzt.»

vorerst auch in der Führungsaufgabe von Politik. In der Demokratie haben natürlich die Regierung, das Parlament, der Bundestag wesentlich auch die Aufgabe, für Überzeugung, für Grundwerte und für eine auch identifikationsstiftende gesellschaftliche Ordnung zu sorgen. Das ist heute nicht der Fall. Wenn ich die Ampelkoalition nehme, und das sage ich jetzt nicht als Mitglied der CDU, sondern wenn ich einfach schaue, wie sie Politik macht, dann sehe ich eine Politik, die fast nur noch nach ideo-

logischen Massstäben gemacht wird, nicht mehr nach Grundwerten. Man kann sagen: «Ich muss mehr Klimaschutz haben.» Natürlich, das ist legitim. Aber wenn man sieht, wie die deutsche Wirtschaft runtergefahren wird, wenn man sieht, dass das wirtschaftlich und industriell über Jahrzehnte mit Abstand stärkste, überzeugendste Land Europas, Deutschland, heute bei einem Wachstum von nur noch 0,2 Prozent liegt und in der Weltrangliste auf Platz 27 oder in dieser Region platziert ist, dann ist das absurd. Es geht auch in das Bewusstsein der Menschen. Da ist die Unsicherheit, wenn es um Arbeitsplätze et cetera geht. Das ist normal, wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse schlecht sind, wenn rezessive Verhältnisse da sind. Die Deutschen sind unsicher geworden, sie wissen nicht, «wo kann ich mich orientieren, wo gehen wir hin, wie sieht unsere Zukunft aus?». All das ist fragwürdig geworden, ist unsicher geworden.

Weltwoche: Sie sind ein Zeitzeuge. Sie wurden während des Zweiten Weltkriegs geboren und haben die Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik miterlebt. Wie ist das möglich, dass aus so einer beeindruckenden Renaissance Deutschlands nach zwei Weltkriegen nun plötzlich wieder ein Jammertal erreicht wurde?

Scholz: Die Deutschen sind ein Volk, das immer entweder himmelhoch jauchzt oder zu Tode betrübt ist. Wie sind wir ins Jammertal gekommen? Das ging nicht von gestern auf heute. Das war eine Entwicklung. Ich nehme jetzt einmal die Ära der Bundeskanzlerin Merkel, die ja Wahlerfolge hatte und ihre Partei ziemlich zugrunde gerichtet hat dabei. Aber sie hatte die Wahlerfolge, sie strahlte irgendwie so das Mütterliche aus. Sie hat das sehr geschickt geschauspielert. In jener Zeit ist ein Vorgang der Entpolitisierung in Gang gekommen. Das Land blühte wirtschaftlich nach wie vor, obwohl die kritischen Entwicklungen schon deutlich absehbar waren, wenn man etwa an so grundlegende Fehlentscheidungen denkt wie den Atomausstieg. Ein Wahnsinn, der sich heute bitter in unseren viel zu hohen Energiekosten widerspiegelt. Auch die Entscheidung von Frau



«Eine gesplante Gesellschaft»:
Zeitzeuge Scholz.



«Nach dem, was er geschrieben hat, hätte er sofort entlassen werden müssen»: Verfassungsschutzpräsident Haldenwang, Innenministerin Faeser.

Merkel zugunsten der Migration war ein fundamentaler politischer Fehler. Aber man hat darüber hinweggesehen. Man dachte, «na ja, es geht schon irgendwie weiter». Wir haben heute Entwicklungen, die eigentlich eine klare, überzeugende Politik und Führung in der Demokratie benötigen. Doch die sind heute nicht da. Wir haben heute eine Regierung, die sich im Grunde nur noch aus Ideologen zusammensetzt. Die Grünen sind eine reine Ideologiepartei. Die SPD ist nicht mehr das, was sie mal war, nämlich eine notwendige Arbeiterpartei. Im Grunde gehört das Zusammenspiel wie auch das Gegeneinander der beiden grossen Volksparteien mit Sicherheit zu den grossen Erfolgsgeheimnissen dieser Nachkriegsrepublik.

Weltwoche: Kurz zur historischen Tiefe, vor der sich die Aktualität abspielt: Während der Weimarer Republik, vor dem Aufstieg der Nazis, gab es in Deutschland ein zersplittertes Parteienspektrum, das bei den Leuten das Gefühl einer Lähmung und Ohnmacht erzeugte. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es diese Zersplitterung des politischen Spektrums nicht mehr, es entstanden die Volksparteien.

Scholz: Sie haben das völlig richtig erläutert. Das ist ein Erfolgsgeheimnis der stabilen und überzeugenden Nachkriegsdemokratie in Deutschland. Und es ist kein Zufall, dass wir heute wieder eine Zersplitterung erleben. Die AfD ist entstanden durch das konservative Defizit, das im Grunde die Union hat entstehen lassen. Franz Josef Strauss hat mal ganz treffend gesagt: «Es darf niemals passieren, dass rechts von der Union eine Partei entsteht.» Ein völlig richtiger

«Die AfD ist entstanden durch das konservative Defizit, das im Grunde die Union hat entstehen lassen.»

Satz, aber das hat man vergessen. Nun ist die AfD da. Und wenn heute viele versuchen, die AfD zu bekämpfen durch Ausgrenzung, indem man ihr zum Beispiel im Parlament keine bestimmten Aufsichtsratspräsidialsitze gibt. Oder wenn man davon spricht: «Wir müssen eine Brandmauer errichten.» Brandmauern haben in der Demokratie überhaupt nichts verloren. Diese Partei [AfD] hat über 20 Prozent Wähleranteil und wird wahrscheinlich bei den Landtagswahlen in Ost-

deutschland demnächst sehr grosse Erfolge erzielen. Man mag sie mögen oder nicht, das spielt keine Rolle. Sie ist im demokratischen Spektrum ein echter, relevanter Faktor geworden. Nehmen Sie dagegen die FDP. Sie liegt unter 5 Prozent. Das heisst, wenn heute Bundestagswahlen wären, würde die FDP, die klassisch liberale Partei, aus dem Bundestag fliegen. Und es entstehen noch weitere Gruppierungen, etwa diese Wagenknecht-Partei, bei der noch gar nicht erkennbar ist, was sie eigentlich sein oder werden soll. Vielleicht ist es nur ein Nebenunternehmen des Ehemanns von Frau Wagenknecht, von Herrn Lafontaine. Ich will das nicht weiter hinterfragen, aber es zeigt sich, die Parteienlandschaft zersplittert.

Weltwoche: Offensichtlich haben ebendiese Volksparteien – CDU/CSU und SPD – aufgehört, Volksparteien zu sein. Haben sie ihren Auftrag verfehlt? Erwächst daraus eine Gefahr? Und dann gibt es ja auch Warner, die wegen des Aufschwungs der AfD sagen, «die deutsche Demokratie ist gefährdet, wir müssen uns verbünden in der Wagenburg und diese Demokratie- und Verfassungsfeinde ausgrenzen». Wie sehen Sie das? >>>

Scholz: Das sind mehrere Faktoren. Mit Sicherheit ist es zunächst einmal so, dass die beiden Volksparteien CDU/CSU und SPD ihren Grundauftrag als stabile Faktoren gerade auch im Wechselspiel zwischen Regierungsmehrheit und Opposition massiv vernachlässigt haben. Und damit haben sie, würde ich sagen, diese

«Unser Grundgesetz ist klar. Die Meinungsfreiheit gilt absolut bis zu den Grenzen strafbaren Verhaltens.»

Randgruppen entstehen und wirksam werden lassen. Der andere Faktor ist das, was ich gespaltene Gesellschaft nenne. In der Gesellschaft sind inzwischen unendlich viele Faktoren, auch unpolitischer oder abstruser Art, entstanden, was einmündet in eine wiederum völlig verfehlte Grunddiskussion in Deutsch-

«Überschreitet seine Kompetenzen»

Leserbrief zu «Fremde Federn: Thomas Haldenwang – Die Meinungsfreiheit ist kein Freibrief» (F.A.Z. vom 2. April)

Mit seinem tendenziösen Artikel hat der Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz, Thomas Haldenwang, ein verräterisches Bekenntnis über sein wahres Demokratie- oder genauer gesagt undemokratisches Amtsverständnis abgelegt. Ein Verfassungsschutzpräsident, der behauptet, „Die Meinungsfreiheit ist kein Freibrief“, verkennt die maßgeblichen freiheitlichen Grundlagen unserer Demokratie, die naturgemäß auch die Kritik an Regierung und staatlichem Handeln gewährleistet. Jenseits des Strafrechts gibt es keine Einschränkung der Meinungsfreiheit, die im Artikel 5 unseres Grundgesetzes garantiert ist und zum Kernbereich der Verfassung gehört. Ein Verfassungsschutzpräsident, der sich anmaßt, solche Schranken über den Rahmen des Strafrechts hinaus, quasi via Beschlüsse, durch Beobachtung oder willkürliche öffentliche Kommentierung einzuführen, verletzt die Verfassung. Er überschreitet dabei auch die eigenen, gesetzlich abgesteckten Kompetenzen. Wenn die Bundesregierung keine Konsequenzen aus dem Verhalten dieses hohen Beamten zieht, lässt sie selbst Zweifel an ihrem Demokratieverständnis aufkommen.

Professor Dr. Rupert Scholz, Verfassungsrechtler und Verteidigungsminister a. D., Berlin, erschienen am 6. April 2024.

land, nämlich die um die Meinungsfreiheit. Das Grundrecht der Meinungsfreiheit ist die Basis einer jeden Demokratie. Und wenn sich ein Verfassungsschutzpräsident hinstellt und sagt, Meinungsfreiheit, das sei nicht so wichtig, oder dass Demokratie das in der Form gar nicht braucht. Und man muss vor allem auch nicht nur die Meinungsfreiheit so nehmen, wie sie ist, sondern man muss sie auch «kontrollieren», was nichts anderes heisst als «beschränken». Wenn sie zum Beispiel – ein bei dieser Behörde erfundener Begriff – den Staat «delegitimiert». Niemand delegitimiert den Staat. Und wenn ich diesen Staat delegitimieren will, ist das meine Meinung. Die kann ich haben, und die kann man mir nicht verbieten. Aber genau das geschieht heute. Das heisst, wir sind auf dem Weg zu einem Anti-Meinungs-Terror. Und das ist ganz, ganz gefährlich für die Demokratie. Wiederum ist die Konsequenz das leider entstehende Spaltungselement der Gesellschaft.

Weltwoche: In einem Beitrag für die FAZ hat Verfassungsschutzpräsident Thomas Haldenwang geschrieben: «Die Meinungsfreiheit ist kein Freibrief.» Sie antworteten mit einem Leserbrief und warfen ihm vor, er verkenne «die massgeblichen freiheitlichen Grundlagen unserer Demokratie, die naturgemäß auch die Kritik an Regierung und staatlichem Handeln gewährleistet».

Scholz: Unser Grundgesetz ist völlig klar. Die Meinungsfreiheit gilt absolut bis zu den Grenzen strafbaren Verhaltens. Was dies ist, ist im Strafgesetzbuch geregelt: Verleumdung, Beleidigung zum Beispiel. Das ist völlig klar, da endet die Meinungsfreiheit. Aber bis dahin gilt sie und darf nicht beschränkt werden. Egal, ob mir die Meinung des anderen passt oder nicht. Nach dem, was der Verfassungsschutzpräsident hier geschrieben hat, hätte er sofort entlassen werden müssen. Aber davon ist keine Rede. Im Gegenteil.

Weltwoche: Jetzt könnte man ja argumentieren, die Deutschen seien zu Recht sehr wachsam und vorsichtig, wenn gerade von rechts schrille Töne kommen. Wie beurteilen Sie diese AfD, die ja gelegentlich auch als neue Nazipartei verschrien wird, gerade auch in der ausländischen Berichterstattung? Was ist Wirklichkeit, was Übertreibung? Wie beurteilen Sie diese Oppositionskraft?

Scholz: Zunächst einmal Nazipartei. Ich halte diesen Begriff für total abwegig. Wer so etwas sagt oder Politiker der AfD als Nazis bezeichnet, der liegt völlig neben der Sache. Der weiss im Grunde gar nicht mehr, was ein Nationalsozialist wirklich ist. Im Grunde ist das eine schlichte Verleumdung. Über die AfD und ihre Entstehungsgründe haben wir bereits gesprochen. Sie weiss gemäss Umfragen



inzwischen einen Fünftel der deutschen Wähler hinter sich. Wenn ich versuche, diese Partei aus dem parlamentarisch-demokratischen Meinungs- und Entscheidungsprozess auszugrenzen, wie es im Bundestag und auch in den Landtagen immer wieder geschieht, erreiche ich genau das Gegenteil von dem, was ich eigentlich erreichen möchte. Mit anderen Worten: Es werden 20 Prozent der deutschen Wähler ausgegrenzt. Wer in einer Demokratie substanzielle Wählergruppen ausgrenzt mit ihren Repräsentanten, der handelt in Wahr-

«Es gibt in Deutschland keinen substanziellen Faschismus. Die AfD ist auch keine faschistische Partei.»

heit nicht demokratisch. In einer Demokratie muss man sich mit Gegnern auseinandersetzen. Demokratie lebt entscheidend von Konkurrenz, Pluralität und ja, auch Auseinandersetzung. Aber Auseinandersetzung erreiche ich nicht, wenn ich Brandmauern errichte. Eine Brandmauer kann man errichten gegenüber wirklichen Verfassungsfeinden, die aber dann auch verboten sein müssen. Brandmauer heisst im Grunde Negation, Negation auch entsprechender Wählerstimmen. Das darf man nicht machen, das ist ein Grundfehler. Darin ist, und damit kommen wir wieder zu unserer Ausgangsfrage zurück, die heutige Krise in Deutschland begründet.

Weltwoche: Für Schlagzeilen sorgt dieser Tage Björn Höcke. Gemäss einem Gerichtsurteil von 2019 darf er offiziell als «Faschist» bezeichnet werden. Gestatten Sie die Frage: Ist

Björn Höcke, Parteichef in Thüringen, wo die AfD 30 Prozent erreicht, ein Faschist? Marschieren jetzt die Faschisten in Thüringen?

Scholz: Absolut nicht. Es gibt in Deutschland keinen substanziellen Faschismus. Und auch die AfD ist keine faschistische Partei. Das ist absurd, so etwas zu behaupten, und es ist auch unklug, denn allein mit Verleumdung erreiche ich immer das Gegenteil. Die AfD ist keine verfassungswidrige Partei. Verfassungswidrig gemäss Artikel 21 des Grundgesetzes ist, wenn man gegen die freiheitlich-demokratische Grundordnung ist. Das muss in aggressiv-kämpferischer Weise geschehen, im Grunde in einer revolutionären Weise. Die AfD ist keine nationalsozialistische Partei, und sie ist vor allem nicht aggressiv kämpferisch tätig. Im Gegenteil. Diese Partei tritt demokratisch legitim bei Wahlen an, sehr erfolgreich, wie man sieht. Und sie ist inzwischen in allen deutschen Parlamenten vertreten und nimmt am parlamentarischen Prozess in ganz normaler Weise teil, wird allerdings dort teilweise auch ausgegrenzt.

Weltwoche: Nun hat Höcke wieder einen Prozess vor sich. Er soll im Dezember 2023 bei einer Veranstaltung der AfD die verbotene Losung der Sturmabteilung (SA) der NSDAP,

«Alles für Deutschland!», verwendet haben. Die Anwälte von Höcke sagen, es sei nicht korrekt, hier das Strafrecht zu bemühen. Aus dem Kontext sei klar, dass es sich um eine rhetorische Wendung gehandelt habe. Und wenn er verurteilt würde, wäre das eine ernsthafte Gefahr für die Meinungsäusserungsfreiheit. Wie

«Dass <Alles für Deutschland> eine nationalsozialistische Äusserung sein soll, halte ich für lächerlich.»

beurteilen Sie die Aussage «Alles für Deutschland»? Muss man vor Gericht verurteilt werden, wenn man sie als Politiker an einer Veranstaltung äussert?

Scholz: Also ich muss gestehen, ich verstehe das Ganze nicht. Ich habe auch nicht gewusst, dass «Alles für Deutschland» von der SA benutzt worden ist. Aber wenn ich politisch tätig bin und sage, ich will «alles für Deutschland» tun, das als eine nationalsozialistische Äusserung oder gar als eine Identifizierung mit nationalsozialistischem Gedankengut zu bezeichnen, halte ich für lächerlich. Ich weiss nicht, wie dieser Prozess ausgeht. Wir haben ja unabhängige Richter, die werden darüber

entscheiden. Aber eigentlich halte ich das für lächerlich. Auch ich sage gerne, wenn ich was tun kann, ich würde alles für Deutschland tun.

Weltwoche: Man könnte argumentieren, dass diese Übertreibungen, auch jetzt dieser Ampelregierung, sozusagen ein Vergrösserungsglas von Missständen sind. Es stellt sich jetzt gewissermassen der Unsinn zur Kenntlichkeit, und der Hinterste und Letzte merkt langsam, dass man da einen falschen Weg eingeschlagen hat. Sehen wir im Prinzip in dieser Krise bereits eine Wendung zum Besseren, weil es so offensichtlich ist?

Scholz: Ja. Ich bin letztlich ein Optimist, was Deutschland angeht. Und ich hoffe, dass solche Entwicklungen, wie oben erwähnt, oder Vorgänge wie zum Beispiel das Streitgespräch zwischen Björn Höcke und dem Thüringer CDU-Chef Mario Voigt, das von Welt TV organisiert wurde, die Bürger nicht nur mit Informationen versorgt, sondern im Grunde einen Gesundungsprozess im politischen Bewusstsein in Gang bringen kann. Ob es gelingt, weiss ich nicht. Es wird Zeit, es wird viel Zeit brauchen.

Schauen Sie das vollständige Interview auf www.weltwoche.ch



Vorausschauend für die nächste Generation investieren

Vorausschauend
seit Generationen

Als Familienunternehmen ist uns eine langfristige und ganzheitliche Perspektive wichtig. So wählen wir für Sie die besten Anlagemöglichkeiten aus und stellen Ihr Portfolio zukunftstauglich auf. lgt.com/ch



Private
Banking

Millionen-Rente für den Bundesrat

Der Nationalrat will nichts von einer Überprüfung oder gar Reduktion der Bezüge der Schweizer Regierungsmitglieder wissen. Am Montag lehnte er eine entsprechende Motion der SVP ab.

Dazu muss man wissen: Ein Bundesrat erhält einen Lohn von 472 958 Franken. Hinzu kommt eine Vielzahl von Privilegien und Vergünstigungen, von einer Luxuslimousine mit Chauffeur bis zum SBB-Generalabonnement erster Klasse.

Die weitaus gewichtigste Zusatzvergütung ist eine lebenslängliche Rente. Pro Jahr erhalten die Bundesräte 236 000 Franken zum Lohn obendrauf – eben auch nach ihrem Rücktritt. Das macht in der Summe enorme Summen. Faktisch bedeutet es eine Verdoppelung des Lohns.

Und das Beste kommt noch: Die Bundesräte müssen für diese Rente nichts einzahlen. Das ganze Geld kommt von den Steuerzahlern.

Der Bund begründet diese Luxusrente, die dem Mehrfachen eines normalen Lohns (nicht einer normalen Rente!) entspricht, damit, ein Bundesrat solle sich während der Amtsausübung keine Sorgen um die Zukunft machen müssen.

Lebenslange Ansprüche

Mit Verlaub: Das ist ein schlechter Witz. Wenn sich jemand keine Sorgen um die Zukunft machen muss, dann ein Bundesrat.

Und überhaupt: Warum sollte jemand eine lebenslängliche Rente bekommen, weil er einmal in ein politisches Amt gewählt worden ist?

Das ist schon grundfalsch in der Grundannahme. Ein Amt ist ein befristeter Auftrag der Wähler, nicht mehr und nicht weniger. Daraus lebenslängliche finanzielle Ansprüche auf dem Buckel der Buezer und Steuerzahler abzuleiten, ist eine Frechheit.

Die 13. AHV-Rente ist auch deshalb durchgekommen beim Volk, weil die Bundesratsrentenkönige die Geschmacklosigkeit besessen hatten, den einfachen Leuten eine Rentenerhöhung auszureden.

Warum stoppt das Parlament diese Frechheit nicht?

Ein Schuft, wer Böses dabei denkt. Aber man sagt den Mitgliedern der Bundesversammlung nach, dass fast jeder heimlich mit einem Bundesratsjob liebäugelt. Anders ist das Festhalten an der frechen Luxusrente kaum zu erklären.

Philipp Gut

Capri ist überall

Diesen Sommer lässt es die Modeindustrie wieder einmal Dreiviertelhosen regnen. Ich sage nur: In Deckung!

Dominique Feusi

Die Caprihose ist zurück», sagt die *Vogue*. «Die soll bleiben, wo sie ist», sagt die E.: «Die Caprihose verkaufen sie uns immer an Audrey Hepburn», so meine geniale Freundin: «Und es sieht nie was aus wie an Audrey Hepburn.»

Dem stimme ich vollumfänglich zu. Ich würde sogar behaupten, jede dritte Frau und jeder zweite schwule Mann haben schon mal was wegen Audrey Hepburn getan. Um dann festzustellen: Verdamm, ich bin nicht Audrey Hepburn.

Bei mir war's die Kurzhaarfrisur. Genau, ganz schlechter Anfang. Von langem blondem Haar zu: «Oh, <der legendäre Pixie-Cut der Stilikone> würde mir auch noch stehen!» Schnipp, schnapp, Haare ab und: nein. Oder sagen wir es so: Ähnlichkeit ja – aber weniger Audrey Hepburn und mehr Oliver Kahn.

Nun werden Hosenlängen geschnitten: schnipp, schnapp, ein Viertel ab. Die *Vogue* preist die Caprihose, erfunden von der deutschen Modedesignerin Sonja de Lennart und nach

der italienischen Insel Capri benannt, *et voilà*, mit den Worten: «Wirklich berühmt wurde der Schnitt aber erst durch Audrey Hepburn, die zu ihrem Kinodebüt vor genau siebzig Jahren eine schwarze Dreiviertelhose trug», und legt gleich dreifach unerreichbar nach mit: «Daraufhin folgten die karierten Modelle von Marilyn Monroe, Brigitte Bardot und Grace Kelly.»

So viel zur Theorie. In der Praxis wird man diesen Sommer so am Samstagnachmittag im Gartencenter beim Anblick von Dreiviertelhosen wohl eher selten an Grace Kelly denken.

Fast korrekter Shakespeare

Zugegeben, da ist Vorbelastung, meine Generation hat noch vom letzten Aufschlag der Dreiviertelhose die Augen voll: Das war in den nuller Jahren, wo sie selbst an Beyoncé, Jennifer Lopez oder Rihanna direkt aus der Hölle kam. Wobei modisch gesehen in den nuller Jahren vieles direkt aus der Hölle kam. Höllentor auf: «Jetzt feiert die Retrohose ihr grösstes Comeback», sagt die *Vogue*, und es wird klar: Die Modeindustrie lässt es diesen Sommer Dreiviertelhosen regnen.

Capri ist überall, denn sie kommt in zig Variationen, das ist so geschickt wie verführerisch, welche Hose auch immer Sie präferieren, es gibt sie nun minus ein Viertel. Auch Leggings. Ja. Tief durchatmen. Auch die Dreiviertel-Leggings sind jetzt *hot*. Dabei bekam die Mode sie niemals ganz tot, klandestin hat sie fern von urbanen Gebieten überlebt, ein Vierteljahrhundert die Ächtung ertragen, um jetzt, bam, ihren Siegeszug auf den Laufstegen und Strassen anzutreten.

Schlussendlich ist alles eine Frage der Perspektive, denn auch die Mikro-Pants, diese geschrumpften Shorts, quasi der fehlende Viertel Stoff, sind jetzt wieder *hot*. Nun ja, manchmal. Und manchmal scheinen in Anbetracht eines Viertels Stoff drei Viertel Stoff plötzlich begehrenswert. Oder wie schon Shakespeares König Richard beim Anblick einer Winz-Shorts sprach: «Eine Dreiviertelhose, eine Dreiviertelhose, mein Königreich für eine Dreiviertelhose!» Dieses Zitat ist zu fast drei Vierteln korrekt.



Der fehlende Viertel Stoff ist wieder hot: Audrey Hepburn, Capri 1953.

HERODOT



Mit seinem Klima-Entscheid hat der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) endgültig den Boden der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) verlassen und sich zu einer Art kontinentaler Überregierung aufgeschwungen. Selbst der ehemalige SP-Bundesgerichtspräsident Ulrich Meyer prangerte dessen totale Politisierung an (s. NZZ vom 12.4.24). Die Schweiz soll das Recht der Klimaseniorinnen auf Privatleben verletzen, weil diese unter der zunehmenden Hitze litten und die Schweiz ihre Verpflichtungen aus dem Pariser Klimaabkommen nicht erfüllte. Der EGMR masst sich an, über die Umsetzung des Pariser Abkommens zu entscheiden, weil die Wiener Vertragsrechtskonvention davon spreche, dass es zwischen verschiedenen Verträgen eine Wechselwirkung gebe (so der Schweizer Richter Andreas Zünd). Diese Begründung ist juristische Alchemie. Es ist Sache jedes einzelnen internationalen Vertrages, allfällige Sanktionen und die dafür zuständigen Instanzen vorzusehen. Im Pariser Klimaabkommen fehlt beides. Zudem verpflichtet es Staaten nur zu gewissen Verfahren. Das Klimaabkommen begründet auch keinerlei Individualrechte.

Die EMRK schützt die Menschen vor Eingriffen der Staaten in ihr Privatleben. Sie zwingt Staaten nicht, aktiv zu werden, um weltweite Probleme zu beheben. Zudem besteht keinerlei Kausalzusammenhang zwischen Massnahmen der Schweiz gegen den CO₂-Ausstoss und Hitzebeschwerden der klagenden Seniorinnen. Eine Reduktion des CO₂-Ausstosses wirkt bestenfalls langfristig und könnte so allenfalls deren Enkelinnen Abkühlung bescheren. Dafür müssten indes

Staaten ausserhalb Europas, deren CO₂-Ausstoss noch immer kräftig zunimmt, drastische Massnahmen ergreifen. Der Anteil der Schweiz beläuft sich auf ein Tausendstel dieses Ausstosses und derjenige der gesamten EU auf 9 Prozent.

Der Gerichtshof greift auch in unsere Gerichtsordnung ein, indem er unser Land wegen der Verweigerung des Klagerechts des Seniorinnenvereins verurteilt (der von Greenpeace mit dem einzigen Zweck dieser Klage geschaffen wurde). Somit dürfen Verlierer künftiger Volksentscheide einen Verein gründen, der dann via EGMR den Volksentscheid umstossen kann. Sollte der Autobahnausbau vom

Der EGMR ist kein Verfassungsgericht und der europäische Kontinent ist kein Staat.

Volk abgelehnt werden, könnten Autofahrer klagen, weil Staus ihre Bewegungsfreiheit behinderten. Natürlich würden die Richter einer solchen Klage niemals stattgeben. Nur «politisch korrekte» Anliegen finden bei ihnen Gehör.

Bis zur Jahrtausendwende hatte sich der EGMR relativ strikt an den Wortlaut und Sinn und Geist der Menschenrechtskonvention gehalten, die 1950 angesichts der schrecklichen Verbrechen des Zweiten Weltkriegs als europäischer Mindeststandard der Menschenrechte entstanden war. Eine zaghafte Berücksichtigung gesellschaftlicher Entwicklungen unter dem langjährigen Schweizer Präsidenten Luzius Wildhaber blieb strikt auf dem Boden der Konvention. Danach wurde der Gerichtshof immer selbstherrlicher. Er begann sich am Verhalten des US Supreme Court zu orientieren, der aufgrund seiner eigenen politischen Über-

zeugungen alles Erdenkliche in die US-Verfassung hineininterpretiert. Der EGMR ist jedoch kein Verfassungsgericht, und der europäische Kontinent ist kein Staat. Aber das kümmert die heutigen Richter wenig: Sie stammen mehrheitlich aus der EU, die sich als ein Staat im Werden und als Vertreterin des ganzen Kontinents versteht. Wenn der EGMR das den Mitgliedstaaten zustehende politische Ermessen durch das seine ersetzt und so eine schleichende Rechtsvereinheitlichung in Europa bewirkt, ist das der EU noch so recht.

Die Ratifizierung der EMRK durch die Schweiz 1974 und acht Jahre später die Akzeptanz der Gerichtsbarkeit wurden nicht einmal dem fakultativen Referendum unterstellt, weil sie gemäss Bundesrat «die schweizerische Rechtswirklichkeit nicht verändern» würden und eine Verurteilung der Schweiz undenkbar sei. Heute sehen wir, was bundesrätliche Zusicherungen bezüglich internationaler Gerichte wert sind. Den Vorrang der (politisierten) Rechtsprechung der Strassburger Richter vor unserer Verfassung beschloss das Bundesgericht schon 2013, als es die Umsetzung der Ausschaffungsinitiative verweigerte. Federführend bei diesem Entscheid war SP-Bundesrichter Andreas Zünd. Sieben Jahre später wurde er Richter am EGMR. Dort entscheidet er seither regelmässig gegen die Schweiz, wie schon seine ebenso linke Vorgängerin Helen Keller. Keller verdankte ihre Nomination durch EDA und EJPD zwei SP-Bundesrätinnen, Zünd die seine den beiden amtierenden FDP-Mitgliedern des Bundesrates!

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

«Der Zeitgeist ist gegen uns»

Weshalb treten die einst so erfolgreichen Grünliberalen plötzlich an Ort? Fraktionschefin Corina Gredig über den Wandel der Gesellschaft und warum sie die Europa-Initiative ihrer Parteikollegin Sanija Ameti kritisch sieht.

Marcel Odermatt

Zürich

Die Grünliberalen (GLP) feiern dieses Jahr ein Jubiläum. Im Sommer ist es zwanzig Jahre her, dass ein Streit in der Grünen Partei im Kanton Zürich eskalierte. Der handstreichartig abgesetzte Präsident und Nationalrat Martin Bäumle und Regierungsrätin Verena Diener sagten sich von der Öko-Gruppierung los, um eine neue Partei, die GLP, zu gründen. Ziel: eine Partei mit ökologischen Grundwerten, aber ohne linksideologische Scheuklappen.

Corina Gredig war bei dieser Abspaltung ein Teenager. Heute spielt die 36-Jährige in der GLP eine Schlüsselrolle. Seit Dezember amtiert die 2010 zur Partei gestossene Nationalrätin als Chefin der Bundeshausfraktion. Damit bestimmt sie massgeblich mit, welchen Kurs die Truppe einschlägt.

Wohlstand und Klimaschutz

Dieser Siegeszug der Grünliberalen kam in jüngster Zeit ins Stocken. Nach dem Höhepunkt des Erfolgs 2019 mit sechzehn Mandaten gehörte die Partei im vergangenen Oktober zu

«Wer sich heute wie wir auf Eigenverantwortung und Leistung beruft, ist im Nachteil.»

den grossen Verlierern. Sechs Nationalratssitze gingen flöten. Dieser Trend setzte sich auch bei den kantonalen Wahlen in diesem Jahr im Thurgau und im Kanton Schwyz fort.

Weshalb tritt die GLP plötzlich an Ort? «Es sind verschiedene Gründe, die uns im Moment nicht in die Hände spielen», sagt Gredig bei einem Treffen mit der *Weltwoche* im «Café Escoffier» im Zürcher Seefeld, in der Nähe ihres Wohnortes. «Wir tragen die beiden Begriffe <grün> und <liberal> im Parteinamen. Beide sind im Moment nicht besonders positiv besetzt.» Viele Leute hätten genug von der Klimadiskussion, und die Abstimmung über die 13. AHV-Rente zeige, dass die Einstellung vieler sozial-konservativ sei. «Wer sich heute wie wir auf Eigenverantwortung und Leistung beruft, ist im Nachteil.»



«Da bin ich klar dagegen»: Nationalrätin Gredig.

Die Probleme der GLP zeigen, wie rasant sich die Schweizer Gesellschaft wandelt. Noch vor kurzem schien die Partei das Lebensgefühl einer steigenden Zahl von Menschen zu spiegeln. Politologin Gredig: «Ja, es ist so. Der Zeitgeist tickt im Augenblick etwas anders als die GLP.» So sei es schwierig, zu erklären, dass sich Wohlstand und Klimaschutz nicht beissen würden oder dass die Schweiz wegen ihres Reichtums prädestiniert sei, beim Umweltschutz eine Vorreiterrolle zu übernehmen.

Die GLP steht in der ersten Reihe, wenn es darum geht, dass die Schweiz an die EU andockt. Als einzige Partei stellte sie sich 2021 ohne Vorbehalte hinter die Unterzeichnung des Rahmenabkommens, niemand politisiert im Bundeshaus Brüssel-freundlicher als die Grünliberalen. Überraschenderweise tauchen weder Parteipräsident Jürg Grossen noch Corina Gredig im Komitee der eben lancierten Europa-Initiative auf. Das Anliegen, das von der grünliberalen Zürcher Gemeinderätin Sanija Ameti, Co-Chefin der Operation Libero, angeführt wird, will die Schweizer Politik per Verfassungsauftrag dazu verpflichten, an der europäischen Integration teilzunehmen.

Plötzlich pro Armee

Dass Gredig nicht mit von der Partie ist, hat einen klaren Grund: «Es ist im Moment als Bundeshausfraktion der falsche Weg, Ressourcen für eine Initiative zu verwenden und diesen Aufwand zu betreiben, wenn gleichzeitig die Verhandlungen laufen und nächstens das Parlament selber am Zug ist.»

Seit fünf Monaten steht die Mutter von zwei Kindern (8 und 12) an der Spitze ihrer Fraktion. Sie schätzt, dass ihr Pensum für ihr Mandat in Bern rund 80 Prozent beträgt. Dafür musste sie finanziell einiges springen lassen. Im Wahljahr 2023 berappte sie 40 000 Franken aus dem eigenen Sack, um ihre Wiederbestätigung als Nationalrätin zu sichern. In den anderen Jahren liefert sie der GLP rund 10 000 Franken ab. Unter dem Strich bleiben ihr rund 100 000 Franken, rechnet sie vor.

Gredig gehört zu einer Generation von Politikern, für die Transparenz und Offenheit zum Geschäftsmodell gehören. Man ist sicher, für die richtige Sache einzustehen. Selbstzweifel kennen diese Leute, die um die dreissig den Sprung auf die nationale Bühne schafften, weniger. Gleichzeitig sind sie schlau genug, zu signalisieren, dass man für die Argumente der Gegenseite Verständnis hat, wenn auch nur ein bisschen.

Das zeigt sich exemplarisch bei der Debatte um die Schweizer Neutralität. Dafür, dass es in der Bevölkerung grosse Zweifel gibt, ob ein Andocken an die Nato und die Preisgabe der Neutralität tatsächlich die Sicherheit des Landes verbessern, zeigt sie Verständnis: «Wer sich in solchen kriegerischen Zeiten am liebsten ins Réduit zurückziehen möchte und dafür plädiert, dass die Schweiz für sich schaut, den kann ich gut

verstehen.» Diese Sichtweise reiche aber nicht, fügt sie sofort an. Es gehe um das grössere Bild. Die Schweiz habe ein vitales Interesse daran, dass die Russen in der Ukraine gestoppt würden.

2014 half die GLP mit, dass der schwedische Kampfjet Saab Gripen nicht beschafft wurde. Zehn Jahre später ist die Finanzpolitikerin sogar bereit, die Schuldenbremse auszuhebeln, um zusätzliche Mittel für den Wiederaufbau der Ukraine und die militärische Aufrüstung der heimischen Armee zu finanzieren. «Bereits bei der Einführung der Schuldenbremse wurden kriegerische Ereignisse als Ausnahmeregelung im Sinne einer nicht steuerbaren Eventualität in der Botschaft genannt.» Dafür spreche auch, dass die Schweiz im Vergleich zum Ausland keine grossen Defizite aufweise.



Im Juni kämpft die GLP zusammen mit den anderen bürgerlichen Parteien gegen die Linke, die mit ihrer Prämieneinstellungs-Initiative den Sozialstaat nochmals um mehrere Milliarden Franken ausbauen will. «Die Idee ist die gleiche wie bei der AHV. Es soll mehr Geld verteilt werden, wer die Rechnung aber begleichen soll, ist völlig offen. Meist trifft es dann den arbeitenden Mittelstand, da bin ich klar dagegen.» Gredig hofft, dass sich ihr Lager dieses Mal durchsetzen wird. Eine Prognose will sie aber nicht abgeben.

Genauso wenig gibt die ehemalige lizenzierte Aktienhändlerin der UBS Börsentipps – auch nicht im Freundeskreis. «Das wäre nicht seriös. Um Anleger beraten zu können, braucht man viel Zeit und Recherche.» Und die habe sie nicht mehr, seit sie nicht mehr für eine Bank tätig sei. Tatsächlich hat sie als Politikerin mehr als genug zu tun.



INSIDE WASHINGTON

Schlachtpläne in Chicago

Führende Vertreter der Demokraten treffen diese Woche in Chicago ein, um sich auf die sommerliche Nominierungsveranstaltung in der «Windy City» vorzubereiten. Parteifunktionäre betonen, dass das Thema der Woche Einheit lautet, da eine neue Umfrage der *New York Times* und des Siena College zeigt, dass Präsident Joe Biden fast gleichauf mit seinem vielfach angeklagten republikanischen Rivalen Donald Trump liegt. Enttäuschte Biden-Wähler aus dem Jahr 2020 scheinen sich langsam wieder zu sammeln. Doch hinter der einheitlichen Fassade fürchten viele Demokraten, dass das Konklave im Sommer im Chaos versinken könnte.

Anti-Israel-Aktivist*innen erwarten bis zu 30 000 Demonstrant*innen, die die politischen Feierlichkeiten stören werden, obwohl die Stadt sich weigert, Demonstrant*innen im Umkreis von vier Meilen um den Kongress zuzulassen. Die Polizei von Chicago plant Massenverhaftungen für den Fall, dass die Demonstrationen ausufern. Die American Civil Liberties Union hat bereits eine Klage eingereicht, in der sie die Stadt beschuldigt, das Recht auf freie Meinungsäusserung mit Füüssen zu treten.

Hatem Abudayyeh, Exekutivdirektor des US Palestinian Community Network, erklärt den bevorstehenden Kongress zum wichtigsten seit 1968, als Vietnamkrieg-Demonstrant*innen und die schwarze Befreiungsbewegung Massendemonstrationen organisierten, die gewaltsam unterdrückt wurden. Am Wochenende kamen 300 Aktivist*innen in Chicago zusammen, um Strategien zu entwickeln. Eine Gruppe von Teilnehmer*innen lernte eifrig, auf Farsi zu skandieren: «Nieder mit Israel! Nieder mit Amerika!» Ein Organisator mit zwanzig propalästinensischen Massenprotesten unter seiner Kefije sagt voraus, dass Hunderttausende sich ihnen anschliessen werden. Demokraten versichern indessen gegenüber *Politico*, man habe alles unter Kontrolle.

Amy Holmes

Norwegens Tabuzonen

Das reiche skandinavische Land hat sich zur Windmühlenkolonie der EU gemacht. Die Aussenpolitik wird derweil von der Nato bestimmt.

Jürg Streuli

Norwegen ist bekannt als langgestrecktes, naturbelassenes Küstenland mit Fjorden und Bergen. Doch verblasst diese Postkartenidylle immer mehr. In Norwegen schreitet die rücksichtslose Zerstörung der Natur ungebremst voran. Über viele Quadratkilometer sind ganze Landschaften durch Windmühlen verschandelt. Hunderte von Seevögeln werden jedes Jahr von den Rotoren zu Tode geschlagen. Weitere gigantische, die Natur zerstörende Projekte stehen vor der Realisierung. Dabei konnte sich Norwegen durch die eigene Wasserenergie schon immer selber versorgen. Aber aus Willfährigkeit gegenüber der EU hat sich Norwegen zur Windmühlenkolonie Europas gemacht. Die aus Windrädern gewonnene Energie wird als «grüner Strom» über leistungsfähige Unterwasserkabel nach Deutschland und Grossbritannien sowie auch in die Schweiz exportiert. Finanziell wäre dieses Geschäft für Norwegen keinesfalls notwendig. Das Land hat aus Einnahmen von Öl und Gas eine Billion Dollar für künftige Generationen auf die hohe Kante gelegt. Dabei beschert der Krieg in der Ukraine zusätzliche Rekordgewinne als Folge der hohen Energiepreise. Norwegen kompensiert seine moralischen Skrupel deswegen mit umfangreichen Waffenlieferungen in die Ukraine.

Ureinwohner ignoriert

Nahezu allein wehrt sich die indigene Urbevölkerung der Sámi vehement gegen die Naturzerstörung durch die aus dem Boden schiessenden Windparks. Das oberste Gericht von Norwegen hat vor zwei Jahren die Windparks auf der Halbinsel Fosen im Bezirk Trøndelag für illegal erklärt, weil sie gegen die Rechte der Sámi verstossen und die Rentierzucht gefährden, doch die Windräder drehen sich weiter. Erst in langwierigen Verhandlungen mit den Energiekonzernen, an denen auch Schweizer Firmen beteiligt sind, konnten im März 2024 immerhin finanzielle Entschädigungen erzielt werden. Dabei rühmt sich Norwegen gerne des vorbildlichen Respekts gegenüber Minderheiten. Das Storting (Parlament) in

Oslo gewährt den Sámi das Sameting in Karasjok in Nordnorwegen. Doch dieses «Parlament» dient mehr zur Folklore und muss lediglich angehört werden.

Nach zwei Nein in Volksabstimmungen zum EU-Beitritt beschloss das norwegische Storting im Oktober 1992 die Mitgliedschaft zum EWR ohne demokratische Befragung des störrischen Volks. Der umfassendste völkerrechtliche Ver-

Für den Zugang zum EU-Binnenmarkt wird Norwegen von Brüssel hart zur Kasse gebeten.

trag in der Geschichte des Landes wurde ohne Referendum beschlossen. Für den Zugang zum EU-Binnenmarkt wird Norwegen von Brüssel hart zur Kasse gebeten. Für die Periode von 2021 bis 2028 bezahlt Norwegen 97 Prozent der 3,2 Milliarden Euro, die von Island, Liechtenstein und Norwegen zu entrichten sind. Aus einer Meinungsumfrage geht hervor, dass weniger als



Rücksichtslose Zerstörung der Natur.

die Hälfte der Bevölkerung für die Beibehaltung des EWR-Abkommens stimmen würde.

Nord-Stream-Anschlag unterstützt?

Im hohen Norden grenzt Norwegen direkt an Russland. Was derzeit gegenüber dem grossen Nachbarn abläuft, kann sinnbildlich für die Regierungspolitik in Oslo gelten. Vor dem Krieg in der Ukraine pflegte Kirkenes seine guten Beziehungen zum russischen Norden. Es gab einen beliebten Russen-Markt, und in Kirkenes und Murmansk wurden gegenseitige kulturelle Anlässe gepflegt. Dies wurde der Regierung jedoch ein Dorn im Auge, heute wird stattdessen provoziert. So wurde die am russischen Konsulat entlangführende Strasse in Alexei-Nawalny-Gate umbenannt. Gegen die traditionelle Kranzniederlegung durch den russischen Generalkonsul am Denkmal für sowjetische Soldaten wurde mit Ukraine-Flaggen protestiert. Einmalig in einem Nato-Land steht in Kirkenes seit 1952 ein Denkmal für die Rote Armee, die Nordnorwegen im Zweiten Weltkrieg von den brandschatzenden deutschen Truppen befreit hat.

In der Aussenpolitik hat sich Norwegen nach dem Zweiten Weltkrieg strikt nach den USA orientiert. Dieser Orientierung folgte in der Amtszeit von Jens Stoltenberg als Nato-Generalsekretär seit 2014 eine noch engere Unterordnung. Wie viele Jugendliche war auch Jens ein Linker und hat sich als Vorstandsmitglied der Jugendorganisation der Arbeiterpartei gegen die Nato engagiert und gegen den Vietnamkrieg der USA protestiert. Eine weitergehende Häutung zugunsten der späteren Karriere lässt sich kaum vorstellen. Nach den Recherchen von Seymour Hersh steht Norwegen im Verdacht, den Terroranschlag gegen Nord Stream logistisch unterstützt zu haben. Es dürften kaum Zweifel bestehen, dass der norwegische Nato-Generalsekretär dabei eine zentrale Rolle spielt. Das Thema ist in Norwegen jedoch ein Tabu und wird in der Presse nicht behandelt.

Jürg Streuli ist Journalist. Er arbeitet unter anderem für das Business-Portal Norwegen.

Das Narrenschiff hat angelegt

Das Selbstbestimmungsgesetz zeigt: Man darf den Ideologen den Diskurs nicht überlassen.



Für Menschen, die sich seit Monaten gegen das sogenannte Selbstbestimmungsgesetz der Bundesregierung eingesetzt haben, kam der Beschluss der «Self-ID» am Freitag im Bundestag nicht überraschend. Künftig darf jeder einmal im Jahr ohne irgendwelche Auflagen sein «Geschlecht ändern».

Ein grosser Teil der Bevölkerung in Deutschland dürfte bis dato allerdings nicht einmal etwas davon gehört haben. Sprach man mit Personen ausserhalb der politischen Bubble, wussten viele nicht einmal, worum es überhaupt geht, und wenn man ihnen davon erzählte, konnten sie es gar nicht glauben. Genau wie viele andere, die zwar schon einmal davon gehört haben, aber bis zuletzt wohl dachten, dass sich ein derartiger Irrsinn nicht durchsetzen wird.

Aber doch, der Irrsinn setzt sich durch. Immer häufiger und immer rigoroser gegenüber der Mehrheit in diesem Land. Den Grund dafür habe ich eben erwähnt. Es ist das Desinteresse einer allzu gesättigten Gesellschaft, die Politik für eine Art Hobby wie Fussball hält, mit dem man sich befassen kann oder auch nicht. Wobei man sich schon glücklich schätzen könnte, wenn es denn wenigstens ein so populäres Hobby wie Fussball wäre. Für viele rangiert die Politik allerdings ungefähr auf demselben Aufmerksamkeitslevel wie Curling. Wenn man mal zufällig bei Olympia reinschaltet, ist es auf eine bizarre Art unterhaltsam, aber danach ist der Bedarf auch wieder für die nächsten vier Jahre gedeckt.

Die Merkel-Jahre haben die Deutschen träge gemacht. Sicherlich lief auch hier nicht alles

perfekt, vor allem nicht nach 2015, aber im Vergleich zu jetzt doch deutlich besser, was mitunter auch daran lag, dass die Welt um uns herum eine stabilere war, als es aktuell der Fall ist. Muttis desaströse Entscheidungen wurden von einer starken Wirtschaft und einer ebenso starken Weltgemeinschaft abgefedert.

Heute ist politisches Desinteresse ein Luxus, den man sich nicht mehr erlauben kann. Bei vielen scheint das jedoch noch nicht angekommen zu sein, was dazu führt, dass man sich entweder gar nicht mit den Dingen befasst oder immer noch damit beschäftigt ist, Witze über alte Männer in Frauenkleidern zu machen, weil man gar nicht realisiert hat, dass diese alten Männer längst dafür gesorgt haben,

Es ist unserer bequemen Vorstellung von Freiheit geschuldet, dass wir jetzt an dem Punkt stehen.

dass man künftig 10 000 Euro Bussgeld wird berappen müssen, wenn man ihr wahres Geschlecht benennt. In Anlehnung an Franz-Josef Strauss lässt sich sagen: Die Narren haben das Schiff übernommen, aber der normale Bürger hält sich nach wie vor für den Kapitän.

Das hat natürlich auch damit zu tun, dass man als halbwegs vernunftbegabter Mensch noch immer denkt, dass niemand diese Live-Aufführung alter Monty-Python-Skette ernst meinen kann. Noch immer wartet Otto Normalbürger darauf, dass eines Tages wie im Film «Die Truman-Show» ein grosser Scheinwerfer vor ihm zu Boden fällt und sich alles

als riesiger Fake enttarnt. Aber das hier ist kein Fake und auch kein Sketch. Das ist bitterer Ernst. So ernst, dass mir mittlerweile das Lachen im Hals steckenbleibt, wenn ich noch einen Witz eines Mannes höre, der ankündigt, sich nun zur Frau umtragen zu lassen.

Ideologen, egal, wie grotesk ihre Ideen auch auf uns wirken mögen, muss man ernst nehmen. Und vor allem darf man ihnen nicht den öffentlichen Diskurs überlassen. Diesen Schuh müssen insbesondere wir Liberale und Konservative uns anziehen, die es naturgemäss immer eher in die Privatwirtschaft als in den öffentlichen Sektor zieht. Es ist unserem Desinteresse und unserer bequemen Vorstellung von Freiheit als Selbstläufer geschuldet, dass wir jetzt an dem Punkt stehen, an dem wir stehen. Das gilt für die Transideologie genauso wie für die Migration und andere Bereiche. Freiheit muss verteidigt werden. Der gesunde Menschenverstand muss verteidigt werden. Hier und jetzt.

Dabei haben wir einen guten Freund an unserer Seite, der uns diesen Kampf erleichtern wird. Dieser gute Freund heisst Realität und ist die wichtigste Waffe im Kampf gegen ideologischen Irrsinn. Die Realität lässt sich temporär verdrängen, ignorieren, bekämpfen, aber sie wird sich am Ende immer wieder durchsetzen.

Man kann Menschen dazu zwingen, Dinge zu sagen, die nicht stimmen, aber man kann ihnen nicht ihre Augen und Ohren verbieten. Ein Mann bleibt ein Mann und eine Frau eine Frau. Gesetze sind änderbar. Die Wahrheit ist es nicht.

Wer hat Angst vor der Neutralität?

Eine harte Definition der Schweizer Neutralität fehlt in der Bundesverfassung. Die Neutralitätsinitiative verlangt, dass der Bundesrat seine Friedensfunktion aktiv betreibt. Unser Land würde dadurch Handlungsspielraum zurückgewinnen.

Pascal Lottaz

Die 2022 lancierte Neutralitätsinitiative kommt zustande. Das Initiativkomitee hat am 11. April 133 000 Unterschriften für das Begehren eingereicht. Damit ist der Kurs für eine Volksabstimmung über eine Neutralitätsdefinition in der Schweizer Verfassung so gut wie eingeschlagen.

Ob der Bundesrat in einer ersten Phase einen Gegenvorschlag zur Initiative ausarbeiten wird oder eine Ablehnung ohne Alternative bevorzugt, steht im Moment noch in den Ster-

Eine in der Verfassung verankerte Neutralität würde Klarheit schaffen für uns – und für das Ausland.

nen. Es kann aber davon ausgegangen werden, dass er die Initiative im Originalwortlaut nicht befürworten wird, da sie seine Kompetenz, den Neutralitätsbegriff frei zu interpretieren, einschränkt. Der Bundesrat hat in seinen Berichten zur Neutralität von 1993 und 2022 wiederholt argumentiert, die Neutralität brauche «Flexibilität, damit sie sich dem Lauf der Zeit anpassen kann» (2022, S. 8). Das Magistratengremium wird daher entscheiden müssen, ob es eine weniger strikte Neutralitätsdefinition vorschlagen will oder die «Alles oder nichts»-Strategie einschlägt, das Begehren an der Urne versenken zu wollen.

Von Grossmächten für Grossmächte

So oder so wird die Initiative von nun an eine substanzielle Debatte über die Definition der Neutralität und ihrer Verankerung im Schweizer Staatsgebilde forcieren. Unsere Neutralität wird im Moment nämlich von der Verfassung zwar an zwei Stellen erwähnt (Art. 173, 185), dort aber mit keiner Bedeutung gefüllt. Darin unterscheidet sich die Schweizer Neutralität zum Beispiel von derjenigen Österreichs, wo ein Bundesverfassungsgesetz von 1955 (BGBl. Nr. 211/1955) die aussenpolitische Maxime auch näher beschreibt: «Österreich wird zur Sicherung dieser Zwecke in aller Zukunft keinen militärischen Bündnissen beitreten und die Er-

richtung militärischer Stützpunkte fremder Staaten auf seinem Gebiete nicht zulassen.» Eine solch «harte» Definition fehlt der Schweiz auf Verfassungsebene.

Das österreichische Beispiel zeigt anschaulich, dass eine Definition in der Verfassung einer flexiblen Auslegung der Aussenpolitik aber nicht im Weg steht. So hat sich Österreich 1955 trotz «harter» Neutralitätsdefinition sofort für einen Uno-Beitritt entschieden (der in der Schweiz erst 2002 kam) und ist 1995 der EU beigetreten – etwas, was in der Schweiz von konservativer Seite her häufig als inkompatibel mit der Neutralität dargestellt wird.

Es wird zum Teil auch argumentiert, dass so ein Verfassungstext unnötig sei, denn die Schweizer Neutralität richte sich nach den Haager Abkommen von 1899 und 1907, was völkerrechtlich nicht verkehrt ist, jedoch einen wichtigen Punkt übersieht. Die Haager Abkommen definieren die Rechte und Pflichten neutraler Staaten zu Kriegszeiten und beziehen sich auf alle Staaten, die sich gegen einen Beitritt zu einem Krieg entscheiden. Die Abkommen beinhalten keine speziellen Klauseln für «immerwährend» neutrale Staaten wie die Schweiz, die sich die Neutralität als aussenpolitische Maxime auf ihre Fahne geschrieben haben. Die Haager Abkommen waren vor allem von Grossmächten für Grossmächte gemacht, die im 19. Jahrhundert ab und zu mal neutral waren («situative Neutralität»), aber nicht als Grundprinzip. Deshalb sucht man in diesen Abkommen Weisungen an immerwährend neutrale Staaten während Nichtkriegszeiten vergebens.

Eine in der Verfassung verankerte Neutralitätsdefinition für die spezifisch schweizerische immerwährende Neutralität würde hier Klarheit schaffen für uns – und für das Ausland, was von der Schweiz erwartet werden darf. Sie gäbe zudem innenpolitisch nur vor, was die Minimalanforderungen für eine Ausgestaltung unserer Neutralitätspolitik sind, nicht, was die genauen Details betrifft. So ist es auch mit dem vorliegenden Initiativtext, der alles andere als radikal ist.

Der vorliegende Initiativtext ist ein ausbalancierter Ansatz, um konservative und progressive Wertvorstellungen von der Schweizer Aussen- und Sicherheitspolitik unter einen Hut zu bringen. Im Wortlaut heissen die vier vorgeschlagenen Paragraphen:

1 — «Die Schweiz ist neutral. Ihre Neutralität ist immerwährend und bewaffnet.»

2 — «Die Schweiz tritt keinem Militär- oder Verteidigungsbündnis bei. Vorbehalten ist eine Zusammenarbeit mit solchen Bündnissen für den Fall eines direkten militärischen Angriffs auf die Schweiz oder für den Fall von Hand-



Gleichbehandlung aller Kriegsparteien:

lungen zur Vorbereitung eines solchen Angriffs.»

3 — «Die Schweiz beteiligt sich nicht an militärischen Auseinandersetzungen zwischen Drittstaaten und trifft auch keine nichtmilitärischen Zwangsmassnahmen gegen kriegführende Staaten. Vorbehalten sind Verpflichtungen gegenüber der Organisation der Vereinten Nationen (Uno) sowie Massnahmen zur Verhinderung der Umgehung von nichtmilitärischen Zwangsmassnahmen anderer Staaten.»

4 — «Die Schweiz nutzt ihre immerwährende Neutralität für die Verhinderung und Lösung von Konflikten und steht als Vermittlerin zur Verfügung.»

Paragraf eins und vier sind der Spagat der Initiative, Friedenspolitik mit militärischer Selbstverteidigung zu harmonisieren. Während die Formulierung eine Schweiz ohne Armee erschweren (aber nicht verunmöglichen) würde, ist sie gleichzeitig ein Olivenzweig an pazifistisch eingestellte Mitbürger und Mitbürgerinnen, dass die Schweiz eine Friedensfunktion im internationalen System aktiv betreiben soll und ihre Neutralität in diesem Sinne zu verstehen hat – und nicht etwa als Isolationismus.

Paragraf zwei streut vor allem viel Sand ins Getriebe der Nato-Turbos, die hinter den Kulissen an einem schleichenden Beitritt arbeiten

(von den Politikwissenschaftlern Filip Ejdus und Catherine Hoeffler treffend «Krypto-Atlantiker» getauft). Ebenso wäre ein Schweizer Mitmischen in einer gemeinsamen EU-Verteidigungsstruktur unmöglich, sollte eine solche jemals entworfen werden. Gleichzeitig trägt der Paragraf aber realpolitischen Umständen Rechnung, indem er für den Fall eines unmittelbaren Angriffs auf die Schweiz gemeinschaftliche Verteidigung nicht per se ausschliesst. Der Bundesrat müsste also nicht Notrecht verhängen, um im Fall eines Angriffs mit der einen oder anderen ausländischen Macht zu kooperieren. Während dies durchaus ein Einfallstor für Krypto-Atlantiker ist, durch eine Hintertür militärische Verflechtungen der Schweiz weiter auszubauen, ist der Paragraf doch ein Kompromiss, um Optionen für eine unsichere Zukunft offenzuhalten.

Erinnerungen an das Bankgeheimnis

Die grösste Änderung im bisherigen Neutralitätsverständnis steckt in Paragraf 3, jedoch auch hier mit viel Vorbehalt. Einerseits wird zwar stipuliert, dass die Schweiz nicht nur direkt (militärisch) sich nicht an Kriegen von Drittstaaten beteiligt, sondern auch von «nichtmilitärischen Zwangsmassnahmen» – spricht: Sanktionen – gegen die eine oder andere Konfliktpartei absieht. Andererseits werden gleichzeitig zwei



„Heute geht es darum, ob wir zu viele Besprechungen abhalten.“

Ausnahmen vorgeschlagen: Uno-Sanktionen, die von Natur aus universellen Charakter haben, würden weiterhin auch von der Schweiz mitgetragen, und zweitens könnte die Eidgenossenschaft auch weiterhin «Massnahmen» ergreifen, um die Umgehung von Sanktionen anderer (befreundeter) Staaten zu verhindern. Auch diese Ausnahme ist vor allem aus realpolitischen Gründen wichtig.

Es wäre fatal, wenn die Schweiz gar keine Sanktionen von Drittstaaten (der EU und der USA) mittragen könnte, da beide dieser für die Schweiz sehr wichtigen Handelspartner die Schweiz sehr wichtige Angewohnheit haben, nicht nur primäre Sanktionen gegen Kontrahenten zu verhängen, sondern auch über Sekundär-sanktionen Drittstaaten oder deren Institutionen zu drohen. Würde die Schweiz gewisse Sanktionen von den USA und der EU nicht selbst übernehmen und dadurch zur Umgehung dieser Primärsanktionen beitragen (wenn auch nur in den Augen der USA und der EU), käme die Schweiz selbst unter Sanktionen,

Uno-Sanktionen, die universellen Charakter haben, würden weiterhin auch von der Schweiz mitgetragen.

die die hiesige Wirtschaft aufs schlimmste beschädigen könnten. Vergessen wir nicht, dass das Bankgeheimnis 2009 vom Bundesrat nicht freiwillig ausgehebelt wurde, sondern aufgrund von Drohungen der USA, die UBS und Credit Suisse zu sanktionieren, was den Untergang beider Banken hätte bedeuten können.

Zugegebenermassen ist dies kein positives, souveränitätsbasiertes Argument für Sanktionen. Aber als nicht selbstsuffizienter, kleiner Binnenstaat im Herzen Europas, der vom Handel abhängt, muss man sich gewissen Diktaten fügen – vor allem wenn sie unter Gewaltandrohung daherkommen. Das Sich-fügen-Können lässt der Initiativtext explizit zu. Was bedeutet, dass, auch wenn die Initiative angenommen werden sollte, die Schweiz nicht automatisch alle gegen Russland (und andere



Vietnam-Krieg, 1965.

Staaten) verhängten Sanktionen rückgängig machen müsste, sollte der Stellvertreterkrieg in der Ukraine und der Nato-Russland-Konflikt bis dann noch nicht beendet sein.

Was bringt denn dann dieser Initiativtext, könnte man berechtigterweise fragen. Nun, die Wichtigkeit liegt im Grundsatz. Denn der neue Neutralitätsartikel würde klarstellen, dass die Schweiz ihre Neutralität im Prinzip als Bündnisfreiheit betrachtet und im Prinzip auch wirtschaftlich verstanden haben will (was manchmal auch als «integrale Neutralität» bezeichnet wird). Das soll aber nicht heissen, die Schweiz würde nicht Ausnahmen machen oder ihre Existenz für diese Grundsätze aufs Spiel setzen. Das Prinzip zielt darauf ab, gewisse Tendenzen umzukehren, die sich seit dem Ende des Kalten Krieges in der eidgenössischen Aussenpolitik materialisiert haben.

Massnahmen gegen Kriegsparteien

Obwohl Sanktionen nicht per se unmöglich wären, würde eine solche Neutralitätsdefinition dafür sorgen, dass die Schweiz nicht (quasi)automatisch vom Ausland verhängte Sanktionen übernimmt, sondern unter der vorsichtigeren – und souveräneren – Maxime agiert, dass nur die «nötigsten» Sanktionen ergriffen werden, so wie das 1998 und vorher noch der Fall war.

Des Weiteren ist die Androhung von Sekundärsanktionen zwar nicht unüblich, gerade für die USA; sie sind aber trotzdem ein unfreundlicher Akt, von dem die EU bis vor kurzem noch abgesehen hat. Es ist also durchaus zu erwarten, dass es in Zukunft ausländische Sanktionen geben wird, die ohne Androhung von Sekundärsanktionen daher kommen werden und denen die Schweiz sich dann nicht in

vorauseilendem Gehorsam anschliessen muss, sondern mit Hinweis auf diesen Verfassungsartikel zurückweisen kann. Die Schweiz würde mit dem Artikel also mehr Handlungsspielraum gewinnen – nicht verlieren.

Ausserdem könnte die Schweiz dadurch auf symbolische Sanktionen verzichten, wie etwa auf die Sperrung des Schweizer Luftraums für die russische Zivilluftfahrt. Diese Massnahme ist komplett sinnentleert, denn russische Flugzeuge können offensichtlich den Schweizer Luftraum nicht passieren, ohne den sanktionierten EU-Luftraum zu überfliegen. Solche Massnahmen gegen Kriegsparteien könnte man sich in Zukunft sparen – insofern die EU nicht mit der Sekundärsanktionskeule droht –, um so auch neutralitätspolitisch glaubhafter zu bleiben, als dies im Moment der Fall ist.

Auch im militärischen Bereich hätte der Verfassungsartikel eine starke Signalwirkung, dass das Stimmvolk der schleichenden Integration des Schweizer Verteidigungsdispositivs in die Strukturen der Nato und der EU nicht be-

Auch im militärischen Bereich hätte der Verfassungsartikel eine starke Signalwirkung.

fürwortet und Distanz zu Plänen kollektiver militärischer Einsätze wünscht.

Er wäre ein Gegengewicht zu den Plänen des Bundesrats, der spätestens seit dem 2022 publizierten Zusatzbericht zum Sicherheitspolitischen Bericht des Vorjahres die eidgenössische Sicherheitsdoktrin komplett auf eine Verflechtung mit der Nato und der EU ausgerichtet hat. «Kooperation» mit beiden Insti-

tutionen bis hin zur Sicherstellung von «Interoperabilität» liegt im Moment im Zentrum des bundesrätlichen Sicherheitsdenkens. Das zeigt sich zum Beispiel glasklar in der Entscheidung, beim European-Sky-Shield-Projekt mitmachen zu wollen, oder in der konstanten politischen Annäherung an die Nato. So hat 2023 zum ersten Mal eine VBS-Chefin (wobei die Betonung hier nicht auf dem Gender liegt) nicht nur das Nato-Hauptquartier besucht, sondern auch an einer Sitzung seines obersten Gremiums, des Nordatlantikrats, teilgenommen.

Ist es gut, im Strom mitzuschwimmen?

Militärisch wie wirtschaftlich ist der Initiativtext darauf ausgelegt, als Gegengewicht zu diesen Verflechtungstendenzen zu wirken und das Staatsschiff vom schwedischen und finnischen Kurs abzubringen, der darin besteht, die Neutralität zuerst operativ auszuhöhlen, um sie zu gegebenem Zeitpunkt (wenn ein genügend grosser externer Schock auftritt) ganz über Bord zu werfen.

Bereits vor ihrem Zustandekommen musste die Neutralitätsinitiative vielfältige Kritik einstecken, so wurde sie in den Medien häufig als rechte Blocher-Initiative dargestellt, obwohl im unabhängigen Initiativkomitee auch linke Vertreter sitzen und sich verschiedene SP-Vertreter, Gewerkschafter und die Kommunistische Partei dezidiert hinter die Initiative gestellt haben.

Auch die Neutralitätsgegner waren in den letzten beiden Jahren natürlich aktiv – von plumpen Aussagen wie: die Neutralität sei eine «identitätsstiftende Lebenslüge» (Publizist Roger de Weck), bis hin zur Behauptung, dass der Wunsch nach integraler Neutralität, die auch Sanktionen nicht mitträgt, eine implizite «Unterstützung oder explizite Parteinahme für aggressive Staaten» darstelle (Historiker Jakob Tanner).

Diese Auseinandersetzungen werden sich über die nächsten Jahre intensivieren, und man wird sich über kurz oder lang der Frage stellen müssen, warum die Schweiz Russland sanktioniert nach dessen Angriff auf die Ukraine, nicht aber die USA nach ihrem Angriff auf den Irak (2003) oder der momentanen völkerrechtswidrigen Bombardierung des Jemen sowie Israel wegen seiner Bombardierung und Besetzung palästinensischer Gebiete. Ist es gut, wenn ein neutraler Staat wirtschaftlich und moralisch Partei ergreift in den Fällen, in denen es einfach ist, im Strom mitzuschwimmen, in anderen Momenten aber eine ganz andere Aussenpolitik fährt? Oder wollen wir aussenpolitisch Grundsätze verfolgen, die wenigstens im Prinzip vereinbar sind mit einer Gleichbehandlung aller Kriegsparteien?

Es gibt viel zu diskutieren.

Pascal Lottaz ist Associate Professor für Neutralitätsstudien an der Rechtsfakultät der Universität Kyoto (Japan). Er stammt aus dem Kanton Freiburg und ist Mitglied der Sozialdemokratischen Partei.

FOKUSKMU
Alle sind Wirtschaft.

Gen Z: Wie KMU diese für eine Lehre motivieren

Ab Montag, 22. April, täglich ab 17.30 Uhr auf
TELE BÄRN **TELE ZÜRICH** **TELE MI**

und ab Montag, 29. April, täglich ab 17.20 Uhr auf
TELE Z

www.fokus-kmu.tv Sponsoringpartner

Barcelonas Milliarden-Junge

Das spanische Fussball-Wunderkind Lamine Yamal, 17, wird als neuer Messi gehypt. Er darf noch nicht einmal allein spätabends ins Kino.

Peter Hartmann

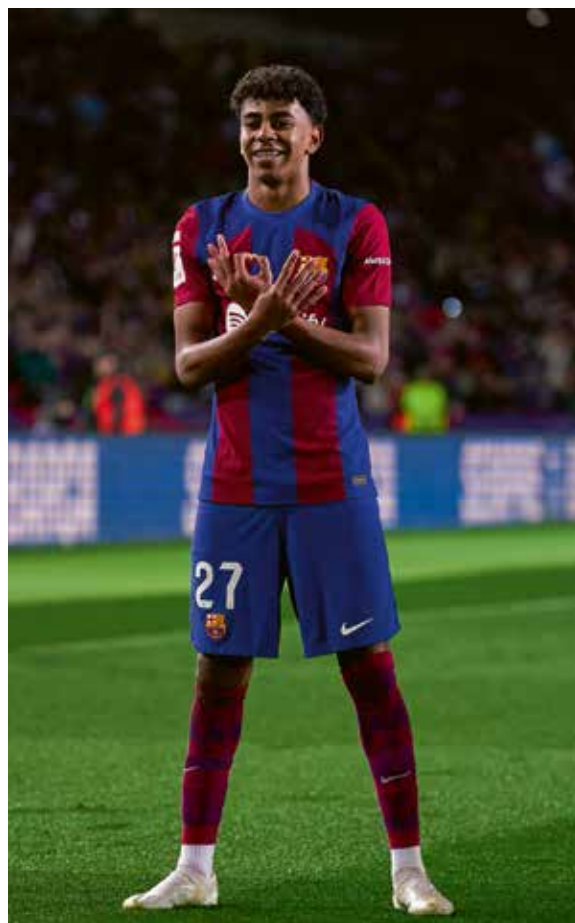
Er war schon immer und überall der Jüngste. Fünfzehn Jahre und neun Monate jung war er, als er in der ersten Mannschaft des FC Barcelona debütierte, und auch noch kein Mann, sondern nach Gesetz ein Kind. Dann der Jüngste, der das spanische Nationaltrikot überstreifte. Die Talentspäher von Barça hatten ihn schon als Sechsjährigen auf dem Radar und holten ihn von der Strasse in das klubeigene Internat La Masia.

Er trägt Zahnsperre, darf noch nicht Auto fahren, abends nicht in den Ausgang, keinen Alkohol trinken, nicht wählen. Aber er hatte die Freiheit, seine nationale Zugehörigkeit selber zu bestimmen. Zu Marokko wie sein Vater, zum äquatorialguineischen Mutterland oder zu Spanien nach Geburt in Esplugues de Llobregat, einer Vorstadt von Barcelona, wo er am 13. Juli 2007 zur Welt gekommen ist. Er ist Spanier und spielt für Spanien und den FC Barcelona.

Wenn er ein Tor geschossen hat, sechs bisher in dieser Saison, zeigt er mit den Fingern die Postleitzahl 304 von Rocafonda an, dem Quartier von Mataro, wo er herkommt. Auf der Lohnliste des Spielerkaders taucht sein Name, Lamine Yamal Nasraoui Ebana, als letzter auf mit 1,67 Mio. Euro (Spitzenreiter ist der Niederländer Frenkie de Jong mit 19 Millionen).

Brandmauer gegen Abwerbungsversuche

Das hat sich schlagartig geändert, seit sein Vater als Handlungsberechtigter mit Jorge Mendes ins Geschäft gekommen ist, dem portugiesischen Spielervermittler, angeblich für ein Handgeld von drei Millionen Euro. Im neuen Vertragspapier ist eine Ausstiegsklausel von sage und schreibe einer Milliarde festgeschrieben, wie der Präsident des FC Barcelona, Joan Laporta, bestätigt hat. Diese Fantasiessumme ist als Brandmauer gegen allfällige Abwerbungsversuche zu verstehen, falls sich Lamine Yamal tatsächlich zu einem neuen Superstar entwickelt. Schon jetzt soll Paris Saint-Germain vergeblich mit 200 Millionen gewunken haben.



Fantasiessummen: Fussballprofi Yamal.

Yamals Spielweise besticht durch eine animalische Eleganz und Schnelligkeit. Er ist heute 1,78 Meter gross und wird vermutlich noch wachsen, robuster und verschlagener werden.

Wenn er ein Tor geschossen hat, sechs bisher in dieser Saison, zeigt er mit den Fingern die Postleitzahl 304.

Messi, der Zauberfloh, der an einer Wachstumsstörung litt, kam mit vierzehn Jahren aus Argentinien und wurde in Barcelona im Streckbett und mit Wachstumshormonen auf 1,72 Meter langgezogen. In Barcelona hält sich der messia-

nische Glaube an seine Wiederkehr in anderer Gestalt. Bojan Krkic war der Erste dieser neuen Messis und scheiterte an der Überforderung. Heute ist er Trainer in La Masia und bereitet die jungen Talente, aktuell sind es fünfzig plus Yamal, prophylaktisch auf Nebenwirkungen des Messi-Kults vor.

Yamal ist auf dem Platz kein Messi-Wiedergänger, sondern eher ein Arjen Robben, ein leichtfüssiger rechter Flügel mit einem starken linken Fuss wie der Holländer einst bei Real und Bayern. Und auch vergleichbar mit dem siebzehnjährigen Brasilianer Endrick, der im Sommer bei Real Madrid anfängt. Mit dieser Entwicklung, der Suche nach dem Goldjungen, reagiert der Markt auch auf die Abwerbeflut aus Saudi-Arabien.

Erinnerungen an Pelé

Grosse Spieler sind immer schon in ihrer Jugend an ihrem Talent erkennbar. Diego Maradona erhielt als Dreijähriger einen richtigen, grossen Ball geschenkt, von dem er sich nicht einmal im Schlaf trennte. Mit elf trat er jonglierend als Pausenattraktion auf. Applaus wurde seine Droge und sein Verhängnis, als er härtere Substanzen brauchte. Pelé war schon mit siebzehn Weltmeister – und nochmals zwölf Jahre später – und wurde sogar Sportminister.

Paolo Maldini spielte mit sechzehn in der Milan-Squadra. Dort hat gerade Francesco Camarda mit fünfzehn Jahren und 260 Tagen seine Karriere gestartet. In der Schweiz wurde Ciriaco Sforza mit sechzehn als Hochbegabter entdeckt. Wayne Rooney lief mit siebzehn Jahren, vier Monaten und vierzehn Tagen für England auf.

Martin Ödegaard, der mit sechzehn bei Real ankam, schien das Gegenbeispiel zu werden: das überschätzte, schüchterne, irrlichternde kleine Genie, das als Leihspieler auf Wanderschaft durch fünf Klubs geschickt wurde. Jetzt, mit 26, ist der Norweger Captain von Arsenal London und vielleicht der beste Spielmacher des Erdballs.

Wie herrlich, Schweizer Rebell zu sein

Jean Ziegler wird neunzig. Würdigung eines Schweizers,
der sein Land liebt, indem er es zur Hölle macht.

Markus Somm

Als ich vor Jahren für die *Basler Zeitung* (*BaZ*) ein Porträt von Jean Ziegler verfasste, wozu ich ihn an seinem Wohnort in Russin bei Genf aufgesucht hatte – und ihm offensichtlich gefiel, was ich geschrieben hatte, rief er mich kurz darauf an (er war Abonnent der *BaZ*) und überschüttete mich mit Komplimenten, so überzogen, so galaktisch, so schön: «Wir kämpfen weiter!», sagte er am Schluss des Gesprächs und liess durchblicken, dass er mich, den ehemaligen Linken, nach wie vor auf der Seite jener sah, die für die Revolution eintraten. Dass er mich nicht als «Genosse» verabschiedete, war ein Zufall. Ich fühlte mich, als hätte mir Che Guevara telefoniert, einer der Helden meiner linken Jugend.

Finanzplatz aller Halunken

Wenn es je einen Autor gegeben hat, der es verstand, einem anderen Autor Honig ums Maul zu schmieren, dann Jean Ziegler, der alte, weise, wutentbrannte Mann aus Genf. In diesen Tagen wird er neunzig Jahre alt.

Ich schreibe das alles als Vorwarnung. Ich bin befangen. Denn ich bewundere Jean Ziegler, und ich mag ihn, selbst wenn ich in 98,9 Pro-

Ziegler war ein Linker, den man verfolgte, den man zum Schweigen bringen wollte.

zent der Fragen nicht mit ihm übereinstimme, was keine Distanzierung sein soll, sondern Teil einer intellektuellen Liebeserklärung. Wofür bewundere ich den Mann, der sein Leben lang den Kapitalismus verdammt hat, den ich für einen Segen halte; der 28 Jahre für die falsche Partei im Nationalrat sass (die SP); der so viele linke Diktatoren und Massenmörder verteidigt hat (auch Che Guevara), dass einem schwindlig wird; der sein Land so leidenschaftlich zu hassen scheint, dass man sich fragt, was ihm dieses Land, dem er doch so viel verdankt, je angetan hat?

Die Antwort: Weil Jean Ziegler das alles zu einem Zeitpunkt getan hat, da man dafür einen

hohen Preis entrichten musste. Das war noch die alte, bürgerliche Schweiz, in der er sich bewegte und polemisierte wie kaum ein Schweizer Autor zuvor. Ziegler ist kein Duckmäuser, er ist kein *Hösi*. Im Gegensatz zu vielen der heutigen, ideologisch so tadellos frisierten Linken, die jederzeit mit besten Berufsaussichten in Staat, Diplomatie, Universitäten oder Medien rechnen können, war Ziegler ein Linker, der für seine marxistischen Überzeugungen vieles auf sich nahm, den man verfolgte, dem man Prozesse anhängte, den man zum Schweigen bringen wollte, als noch ein Bürgertum an der Macht sass, das seine liberalen Grundsätze manchmal mit Stahlruten verteidigte, ohne zu merken, dass sie eben aus Stahl waren.

«Eines ist sicher», schrieb das *St. Galler Tagblatt* 1976, «Zieglers pseudowissenschaftliches Buch fügt dem Ansehen der Schweiz Schaden zu. Daran wäre nichts auszusetzen, wenn Zieglers Darstellung wissenschaftlich fundiert wäre oder wenigstens in grossen Zügen den Tatsachen entspräche.»

Damals befand sich das Blatt noch streng auf freisinniger Parteilinie. Klingt es nicht vertraut, wenn wir an die Wortmeldungen des vorherrschenden linken Establishments der Gegenwart denken? Natürlich haben wir nichts an Kritik auszusetzen, aber bitte nicht diese Kritik. Und wenn, dann «wissenschaftlich fundiert».

Tatsächlich war es eine Atombombe, die Ziegler 1976 über seinen Mitbürgern abgeworfen hatte – via Paris: «Eine Schweiz – über jeden Verdacht erhaben» war als Buch zuerst in Frankreich bei einem bedeutenden Verlag erschienen, bis es auch in Zürich, Bern und Basel einschlug.

Wenn ein Schweizer je sein Land zum Finanzplatz aller Gauner und Halunken dieser Welt erklärt hatte, wo vermeintlich biedere Buchhalter als abgefemte Hehler das kriminelle Geld zählten, dann Jean Ziegler, der von Geburt an eigentlich Hans hiess. Ein beleidigtes, bestürztes Bürgertum nannte ihn einen «Landesverräter» und «Nestbeschmutzer», wobei offenblieb, ob man ein Geiernest meinte, denn

auch als «Geier» hatte Ziegler den einen oder anderen Schweizer Anwalt und Bankier verleumdete.

Thuner Jeunesse dorée

Es hatte etwas Hilfloses, Mitleiderregendes, wie die Schweizer sich aufregten. Dass sein Vater, ein ehemaliger Gerichtspräsident und Chefbeamter der SVP, sich nicht mehr an den Stamm der Berner Artilleristen traute, weil man da nur schlecht über den Sohn sprach: War es nicht

Ein beleidigtes Bürgertum nannte ihn einen «Landesverräter» und «Nestbeschmutzer».

kleinkariert? Und doch verständlich, denn erstens stimmte vieles nicht, was Ziegler seiner Heimat vorwarf, zweitens hatte er keinen Grund dazu. Niemand hatte ihm etwas zuleide getan.

Im Gegenteil. Ziegler, 1934 in Bern geboren und in Thun aufgewachsen, entstammte der schweizerischen Jeunesse dorée, könnte man sagen, was, auf gutschweizerisch übersetzt, heisst: solides Bürgertum mit Führungsaufgaben. Den Vater habe ich erwähnt, einen zudem begeisterten Artillerieobersten, aber auch der Grossvater war Oberst und Arzt gewesen, und selbst der kleine Hans hatte es zum Hauptmann der Thuner Kadetten gebracht, – wogegen er sich leider als dienstuntauglich für die richtige Armee erwies, was ihn lange gewurmt haben dürfte. Wer sich heute das Foto ansieht, das ihn in Uniform im Kreis seiner untergebenen Offiziere (fünfzehn Jahre alt?) zeigt, dabei blasiert in die Kamera blickend, kann sich kaum vorstellen, dass der gleiche Mann später so gut wie jede kommunistische Diktatur für moralisch unproblematischer hielt als das eigene Land. Okay, nachdem die Sowjetunion untergegangen war, klang es etwas ernüchterter; Kuba jedoch hält er bis heute für eine Erfolgsgeschichte.

Ziegler absolvierte das Freie Gymnasium in Bern (strikt protestantisch, privat), studierte



Er hat gewonnen: Soziologe Ziegler, 1973.

dann Jura an der dortigen Universität, schloss sich der Zofingia an (vulgo Carron), der liberalen, elitären Studentenverbindung, der zahllose Bundesräte, Bankiers und Diplomaten angehörten, kurz, er befand sich auf dem Weg nach oben in einer freisinnigen Schweiz, wie ihm das von der Herkunft her auch zuzustehen schien – bis irgendetwas in seinem Leben passiert ist.

Paris warf ihn aus der Bahn

Was, wissen wir nicht so genau, zumal Ziegler sich nicht in Schweigen hüllt, sondern eher in Flunkern. Mir erzählte er seinerzeit noch, er sei mit achtzehn direkt nach Paris gelangt, wo er dann die diversen Häutungen vornahm, die ihn in einen Kommunisten verwandelten. Liest man die Biografie, die Jürg Wegelin sorgfältig und wohlwollend über ihn verfasst hat, wird klar, dass er viel später, 1956, nach Paris kam.

Wie dem auch sei. Paris warf ihn aus der Bahn. Erst hier im Ausland sah er Armut (Clochards), was den Thuner empörte; erst jetzt wurde er zum Antikapitalisten, nachdem er in der Jugendorganisation der Kommunistischen Partei (PCF) Jean-Paul Sartre und dessen Lebensgefährtin Simone de Beauvoir kennengelernt hatte, ein linkes Götterpaar, das ihn auch als Autor lancierte und ihm dabei einen französischen Vornamen verpasste; erst hier an der Sorbonne belegte er Soziologie, was ihn schliesslich als Professor auf einen Lehrstuhl

in Genf katapultieren sollte. Und hier in Paris entdeckte er auch die Herrlichkeit, ein Antischweizer zu sein.

Ist es nicht ironisch? Seine erstaunliche (und verdiente) Karriere als international gefragter Intellektueller verdankt Ziegler zu einem wesentlichen Teil seiner Heimat, indem er sie vor aller Augen zur Hölle machte. Womit er eine perverse Nachfrage stillte, die nach dem Zweiten Weltkrieg in gewissen Milieus in Europa aufgekommen war: Zwar bewunderte man die Schweiz, weil sie sich so unbeschadet, neutral und doch anständig (relativ betrachtet) durch die dornenreiche Nazizeit geschlängelt hatte – aber aus dem gleichen Grund beneidete man das Land auch. Wer daher Abgründe in den Alpen enthüllte, traf auf überdurchschnittliches Interesse.

Damit will ich Zieglers Leistung nicht schmälern, er ist ein glänzender Autor, ein selten begabter Causeur, ein engagierter Mensch, der Gutes tat, und doch gehört das zu seinen dunkleren Seiten, zumal sich sein überspitztes, oft ungerechtes Urteil als ein Gift herausgestellt hat, das zuerst im Ausland die Sinne verwirrte, dann aber auch in der Schweiz selbst. Inzwischen ist seine Darstellung unseres Landes – abgesehen von den böartigen Übertreibungen – zum quasioffiziellen Bild geworden. Das ist das eine.

Das andere: Ziegler ist auch ein Kind seiner Zeit. Wie viele berühmte Schweizer jener Ge-

neration – ob Max Frisch, Rainer E. Gut oder Fritz Leutwiler – zogen sie Nutzen aus einer Art Sonderkonjunktur, ohne viel dafürzukönnen. Sie errangen Weltgeltung, weil unser Land nach dem grauenhaften Krieg weltweit etwas galt – als neutraler, kapitalistischer, demokratischer,

Irgendwann mussten wir wieder zum reichen, aber unbedeutenden Kleinstaat schrumpfen.

mehrsprachiger Sonderfall. Ewig konnte das nicht dauern. Irgendwann mussten wir wieder zum reichen, aber unbedeutenden Kleinstaat schrumpfen. Dass Ziegler mitgeholfen hat, uns in die Provinz zurückzubomben, ausgerechnet er, der weltläufige Linke, der vorgab, an seinem Land zu leiden, obwohl er es liebt wie kein anderes, hat etwas Bitteres. Ein Trost mag ihm bleiben. Er hat gewonnen. Die schweizerische Oligarchie, die er zeitlebens mit Krieg überzogen hat, ist untergegangen. Sofern sie in Spuren noch vorkommt, glaubt sie nun selbst, was Ziegler einst über sie geschrieben hat.

Jean Ziegler feiert am 19. April 2024 seinen 90. Geburtstag. Wir gratulieren herzlich.

Markus Somm ist Verleger und Chefredaktor des *Nebelspalters*. Zuvor war er Chefredaktor der *Basler Zeitung* und stellvertretender Chefredaktor der *Weltwoche*.

Fabien Rohrer, Snowboard-Legende

Der Berner Oberländer hat jüngst eine Träne vergossen, als er den Eiger bei Sonnenuntergang betrachtete; er findet, man solle tun statt träumen; am meisten geprägt hat ihn Billy Idol.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Fabien Rohrer: Da kann ich Ihnen leider nicht helfen.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Rohrer: Es gibt keine, denn ich bin sehr welt-offen und friedlich.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Rohrer: Das kann ich so nicht beantworten, da ich mein Leben lang noch nie einen «typischen» Lohn hatte. Das heisst, das Geld kam von meinen Sponsoren. Heute kommt es von meinen Liegenschaften.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

Rohrer: Das Feingefühl. Zudem holte ich mir als alleinerziehender Vater Tricks und Know-how bei den Frauen für die Erziehung und wie ich den Haushalt bewältigen soll.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Rohrer: Furcht ist gleich Angst, Angst gleich Unsicherheit. Wäre nicht von Vorteil, so durchs Leben zu gehen. Vertraue dir, und die Antwort ist Liebe. Aus der Liebe entsteht ein Vertrauen, aus dem Vertrauen eine Glückseligkeit.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Rohrer: Eine Träne habe ich vergossen, als ich den Eiger bei Sonnenuntergang betrachtet habe. Allein. Ich war so dankbar für das Leben und dass ich diesen Moment erfahren durfte.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Rohrer: Keine Ahnung. Ich schaue seit Jahren keine News mehr.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Rohrer: Heikles Thema. Es gibt auf der Welt am meisten Kriege wegen des Glaubens. Daher bin ich für Frieden, und jeder kann an das glauben, was er will.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Rohrer: Siehe Frage 7.

Weltwoche: Wann hatten Sie das letzte Mal Sex?

Rohrer: Letzte Woche mal.

Weltwoche: Worauf freuen Sie sich jede Woche ganz besonders?

Rohrer: Auf das Aufstehen. Denn jeder sieht es immer als normal an. Es ist aber nicht normal, da du morgen tot sein könntest.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Rohrer: Träume sind für Träumer. Wissen, wollen, tun. Bei den meisten scheitert es am Tun. Daher tue ich und träume nicht.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Rohrer: Nichts. Ich bin seit 48 Jahren so, wie ich bin. Ehrlich und direkt.

Weltwoche: Mit welcher bekannten Frau möchten Sie einen schönen Frühlingsabend verbringen?

Rohrer: Ganz ehrlich? Da fällt mir gerade keine ein. Ich würde lieber mit meinem Sohn eine Runde Golf spielen gehen.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Rohrer: Nein. Trinke auch keinen Alkohol seit zirka zwanzig Jahren.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Rohrer: Bear Grylls.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Rohrer: Lebe nach deinem Herzen.

Weltwoche: Welchen Rat würden Sie dem fünfzehnjährigen Fabien geben?

Rohrer: Habe Mut und folge deinem Herzen.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Rohrer: Nie.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganer?

Rohrer: Weil ich Fleisch gern habe.

Weltwoche: Was passiert, wenn wir sterben?

Rohrer: Wir gehen zur Quelle. Was ist die Quelle? Es kommt, wie es kommt.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Rohrer: Die Väter müssen mehr Zeit mit den Kindern verbringen, einmal die Woche den Haushalt machen und zweimal kochen plus einmal einkaufen gehen (allein).

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

Rohrer: Alles ist gut so, wie es ist.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Rohrer: Billy Idol.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Rohrer: Wenn ich wach bin.



«Jeder kann glauben, was er will»: Rohrer, 48.

Fabien Rohrer ist ab dem 19. April jeweils freitags um 20.15 Uhr als Gastgeber der neuen Sendung «To Be Wild» auf 3+ zu sehen.

Waffenbasar am Bürgenstock

Aussenminister Ignazio Cassis trommelt für seine Friedenskonferenz im Herzen der Schweiz. Der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj aber hat andere Pläne, sagen Diplomaten.

Rafael Lutz

Die Vorbereitungen für die sogenannte Friedenskonferenz laufen auf Hochtouren. Im Juni sollen sich auf dem Bürgenstock zahlreiche Staatschefs treffen. Die Schweiz will einen Dialog über einen «umfassenden, gerechten und dauerhaften Frieden für die Ukraine» schaffen, so die Pläne.

Einen Nutzen wird das Spektakel kaum haben. Die russische Botschaft in Bern kommentierte vergangene Woche: «Das Treffen auf dem Bürgenstock in Abwesenheit Russlands wird nur eine weitere Runde fruchtloser Konsultationen bedeuten, die zu keinem konkreten Ergebnis führen werden.» Ignazio Cassis, Vorsteher des Aussendepartements (EDA), sagte letzte Woche, dass er Russland zur Konferenz eingeladen habe. Doch Moskau soll der Schweiz bereits im Februar abgesagt haben. In Russland hört sich das anders an: «Wir sind nicht eingeladen worden», sagte Präsident Wladimir Putin letzte Woche, der die Konferenz als eine Art «Freakshow» bezeichnet.

Es fehlt an allem

Was sagt Bern dazu? Man kommentiere Äusserungen von ausländischen Staatschefs nicht, hiess es zunächst. Wenig später waren bereits wieder andere Töne zu vernehmen: «Wir werden diese verschiedenen Äusserungen der russischen Behörden analysieren und danach das weitere Vorgehen festlegen», sagte Pierre-Alain Eltschinger, Mediensprecher des EDA, am Freitagnachmittag der *Weltwoche*. Putins Äusserungen habe man mit «Interesse zur Kennt-

«Die Wiederaufbau-Konferenz von Lugano wurde missbraucht. Das Gleiche passiert jetzt wieder.»

nis genommen». Die Einladungen zur Konferenz seien noch nicht rausgegangen. Holt man Russland nun doch noch ins Boot? Wohl kaum.

Sicher ist: Für Kiew sieht es momentan schlecht aus. «Wenn der US-Kongress der Ukraine nicht hilft, wird die Ukraine den Krieg verlieren», sagt Präsident Wolodymyr Selenskyj.



«Neutralität wird geopfert»: Cassis.

Der Ukraine fehlt es an allem, besonders an Soldaten und Waffen. Letztere, so vermuten Diplomaten, wolle sich der ukrainische Präsident auf dem Bürgenstock besorgen. Auch deshalb wird scharfe Kritik an der «Friedenskonferenz» geäussert. «Die ukrainische Führung setzt zweifellos auf den Gipfel in der Schweiz, um ihre Verbündeten wieder zu mobilisieren und sie dazu zu bringen, ihre Waffenlieferungen zu erhöhen», meinte unlängst ein Diplomat gegenüber *Le Temps*.

Dem stimmt auch Georges Martin zu, ehemaliger stellvertretender Staatssekretär unter Aussenminister Didier Burkhalter (FDP): «Für Selenskyj spielt der Frieden keine Rolle an dieser «Friedenskonferenz». Es geht vielmehr darum,

seine Agenda voranzutreiben, in der Waffenlieferungen eine wichtige Rolle spielen.» Martin zieht Parallelen zur Wiederaufbau-Konferenz, die im Sommer 2022 in Lugano stattfand. «Die Konferenz wurde missbraucht. Das Gleiche passiert jetzt wieder. Verfolgt werden andere Ziele. Im Vordergrund steht eine bedingungslose Unterstützung Selenskyjs, nicht der Frieden.»

Frieden als Verkaufsargument

Ebenso wie in Lugano würde auch die Konferenz auf dem Bürgenstock den Interessen Selenskyjs dienen. «Die Neutralität wird geopfert.» Dafür gebe es keine Rechtfertigung. EDA-Diplomaten, die anonym bleiben möchten, reden von einem «Trauerspiel». Was Cassis und Co. machten, sei dilettantisch. Eine Katastrophe für die Schweizer Neutralität und das Ansehen des Landes. Richtig überzeugt von der Sache scheint man nicht einmal in Bern zu sein. «Ich denke, für die Ukraine ist das noch nicht der Moment für Kompromisse», sagte Wehrministerin Viola Amherd jüngst dem *Tages-Anzeiger*.

Die Zeitungen der TX-Gruppe dienen dem Bundesrat derzeit als eine Art Megafon. Auch Cassis warb in einem Gastbeitrag für den «Friedensgipfel». Dieser dürfte zwischen fünf und zehn Millionen Franken kosten. Bezahlt werden soll das Ganze weitgehend vom Bund – also letztlich vom Steuerzahler. «Wir haben einen entsprechenden Antrag gestellt. Wir müssen den Beitragsschlüssel noch aushandeln», erklärte die Nidwaldner Regierungsrätin und Sicherheitsdirektorin Karin Kayser-Frutschi, 57, dem *Sonntagsblick*.

Die Regierungsrätin sieht in der Konferenz einen hohen Marketing-Wert, ähnlich wie Chris Franzen, General Manager des «Bürgenstock Resort»: «Von der Friedenskonferenz erhoffe ich mir vor allem einen Prestigegewinn.» Und weiter: «Der Bürgenstock soll in aller Welt bekannt werden als Ort, an dem man Frieden schaffen kann.» Frieden bleibt ein gutes Verkaufsargument. So viel steht fest. Doch Frieden in der Ukraine wird man wohl auch oberhalb des Vierwaldstättersees nicht schaffen können, nicht ohne Russland.

Achtung, Prävention!

Vorbeugen ist besser als heilen, predigen Gesundheitspolitiker und WHO. Doch die Vorsichtsmassnahmen gefährden zunehmend unsere Freiheit.

Peter Zweifel

One ounce of prevention is worth one pound of cure – ein Gramm Prävention ist so viel wert wie ein Pfund Behandlung. Wer möchte diesem Bonmot des US-Präsidenten Benjamin Franklin (1706–1790) nicht zustimmen? Entsprechend setzt die Gesundheitspolitik auf Prävention, nicht zuletzt, um das Wachstum der Gesundheitsausgaben zu dämpfen.

Doch stimmt der Spruch wirklich? Aus der Sicht des Einzelnen bedeutet nämlich Prävention eine Investition mit höchst unsicherem Ertrag. Wenn jemand das Rauchen aufgibt, trägt er Kosten in Form eines entgangenen Nutzens. Der zukünftige Ertrag ist aber alles andere als sicher, denn man kann auch als Nichtraucher an anderen Dingen erkranken oder sogar sterben – man denke nur an einen Verkehrsunfall.

Leute zum Glück zwingen

Demgegenüber verbreitet die Weltgesundheitsorganisation (WHO) die Schätzung, dass jemand, der im Alter von dreissig Jahren das Rauchen aufgibt, seine Lebenserwartung um nicht weniger als zehn Jahre verlängere. Und wenn man sich nach einem Herzschlag zur Abstinenz durchringe, halbiere man immer noch sein Risiko, nochmals einen Herzschlag zu erleiden.

Doch diese Angaben sind Schätzungen, die auf Durchschnittswerten und Wahrscheinlichkeiten beruhen. Im Fall des Herzschlags ist die Wahrscheinlichkeit und damit Unsicherheit offenkundig, doch auch die Lebenserwartung fusst auf Wahrscheinlichkeiten, diesmal des Überlebens. Man kann nicht wissen, ob (abgesehen von der besseren Gesundheit) die genannten Werte auf einen selbst zutreffen.

So kann der Körper mehr oder weniger gut mit Nikotin umgehen, der Beruf ist mit mehr oder weniger Stress verbunden, oder das Familienleben trägt mehr oder weniger zur Lebensqualität bei. Kurz: Die Kosten der Prävention fallen mit Sicherheit an, während ihr Ertrag in der Zukunft liegt und überhaupt nicht garantiert ist.



Was ist ein Leben wert?

Gestützt auf Studien der WHO und anderer Institutionen, sind die Politiker versucht, die Leute zu ihrem Glück zu zwingen. Doch in einer freiheitlichen Gesellschaft ist es nicht verboten, seine eigene Gesundheit zu schädigen. Als Begründung der vielfältigen Einschränkungen, die von der Besteuerung des Ta-

Wenn jemand das Rauchen aufgibt, trägt er Kosten in Form eines entgangenen Nutzens.

baks bis hin zu Rauchverbote reichen, bleibt das Argument, dass Raucher nicht nur sich selbst, sondern durch das Passivrauchen auch andere schädigen.

Eine Studie des angesehenen National Bureau of Economic Research kommt zum Ergebnis, dass die Besteuerung des Tabaks zumindest in den USA weit über den Betrag hinausgeht, der

für die Deckung der Kosten des Passivrauchens nötig wäre. Nebenbei: Der gleiche Bund, der eine Packung Zigaretten mit Fr. 4.60 besteuert, subventioniert 148 Tabakbauern mit rund 16 Millionen Franken jährlich, um die Versorgung mit Tabak im Kriegsfall sicherzustellen.

Eine andere, wenn auch weniger einschneidende Freiheitsbeschränkung ist die Gurten-tragpflicht. Sie wurde 1999 eingeführt, nicht zuletzt, um die Gesundheitsausgaben infolge von Verkehrsunfällen zu senken. Doch eine 1975 vom angesehenen *Journal of Political Economy* veröffentlichte Untersuchung hatte gezeigt, dass die Gurten-tragpflicht in den USA zu keiner Reduktion der Todesfälle im Verkehr führte. Der Grund dafür liegt auf der Hand: Die Autofahrer sind durch den Sicherheitsgurt besser geschützt und fahren deshalb eine Spur riskanter, was mehr Todesfälle insbesondere bei anderen Verkehrsteilnehmern verursacht. Sechs Jahre später bestätigte eine britische Studie diesen Befund –

sehr zum Missfallen der Departments of Transportation beider Länder.

Auch wenn die Originalpublikation einige Schwächen aufwies, ist ihr Nachweis der sogenannten Risikokompensation heute unbestritten. Wenn die Leute durch Prävention zu einer Minderung eines Risikos gezwungen werden, bringen sie es durch ihr Verhalten zurück auf ein Niveau, das ihnen selbst angemessen erscheint. Entsprechend waren es 2022 immer noch 3 Prozent (bei Warentransporten 12 Prozent), die sich trotz der angedrohten Strafe von sechzig Franken nicht anschnallten. Im Tessin betrug die Werte sogar 10 und 16 Prozent; dort wird die Freiheitsbeschränkung offenbar eher als schwerwiegend empfunden. Einmal mehr ergibt sich ein Konflikt mit der gesamtwirtschaftlichen Sicht, wonach gemäss mehreren Studien die Gurtentrapflicht mehr Nutzen stiftet als Kosten verursacht.

Wer bei Rot über eine Kreuzung rennt

Die Schwierigkeit einer Kosten-Nutzen-Analyse besteht allerdings darin, dass sie ohne eine Bewertung des menschlichen Lebens nicht auskommt. Vielfach hört man die Behauptung, jedes Leben sei unendlich viel wert; doch sie wird durch unser tägliches Verhalten Lügen gestraft. Wer als Fussgänger bei Rot über eine Kreuzung rennt, nur um ein paar Sekunden Zeit zu sparen, nimmt für diesen Vorteil ein erhöhtes Sterberisiko in Kauf. Dies gilt ebenso für Holzfäller und Dachdecker, die höhere Löhne erzielen, als sie mit der entsprechenden Ausbildung woanders erreichen könnten.

Aus der Inkaufnahme eines erhöhten Sterberisikos von beispielsweise 0,2 Prozentpunkten kann man den sogenannten Wert eines statistischen Lebens durch Extrapolation auf 100 Prozent errechnen. Eine Übersichtsstudie der Zürcher Hochschule Winterthur aus dem Jahr 2006 nennt für die Schweiz 6,3 beziehungsweise 8,6 Millionen Franken (vergleichbar mit Werten für die USA), das sind rund 7,8 beziehungsweise 10,7 Millionen Franken zu Preisen von 2024.

Obergrenzen für die Geschwindigkeit auf Strassen sind eine andere Freiheitsbeschränkung. Sie wurden zuerst in den USA landesweit (auf 55 Meilen/h, entspricht 89 km/h) nach der ersten Ölkrise 1973/74 eingeführt, um Treibstoff zu sparen und das Land so weniger abhängig von Importen zu machen. Heutzutage wird zugunsten der Limiten das Argument mit den positiven Auswirkungen auf andere ins Feld geführt, von den Gesundheitsausgaben bis hin zu Lärmbelastung und Umweltschäden.

Dem Schreibenden ist keine Kosten-Nutzen-Analyse der Obergrenzen von 30 km/h in Teilen der Schweizer Städte, von 50 km/h innerorts, 80 km/h ausserorts und 120 km/h auf den Autobahnen bekannt. Mit den (niedrigeren) Werten pro statistisches Leben aus den 1980er Jahren kommt eine im *Journal of Policy Analysis and*

Management erschienene Studie zum Schluss, dass zumindest auf den Autobahnen der USA die Beibehaltung der (umgerechnet) 89-km/h-Grenze in ländlichen Gebieten mehr Kosten als Nutzen mit sich bringt. Entsprechend haben eine Reihe von Bundesstaaten im Westen der USA die Beschränkung auf 129 km/h angehoben. Deutschland kennt auf manchen Autobahnabschnitten keine Geschwindigkeitsbeschränkung, doch gemäss Umfragen würde eine Mehrheit von bis zu 60 Prozent eine Limite von 130 km/h befürworten. In dieser Frage ist demnach eine Mehrheit bereit, auf ein Freiheitsrecht ein Stück weit zu verzichten – unter der Bedingung, dass der gleiche Verzicht auch der opponierenden Minderheit auf-erlegt würde.

Der neuste und extremste Fall der Prävention sind die Covid-19-Einschränkungen. Hier war Schweden das einzige Industrieland, das die Freiheit seiner Bürger nur minimal einschränkte. Die Regierung beschied, dass solche Einschränkungen nicht mit der Verfassung des Landes vereinbar seien, und verbot einzig grosse Sportanlässe. Dafür wurde sie von den anderen Regierungen der EU heftig kritisiert und mit Norwegen verglichen, das viele

Der Einbruch der Geburtenziffer konnte mit der Beinahe-Impfpflicht in Verbindung gebracht werden.

Verbote und Vorschriften erlassen hatte. Tatsächlich betrug Anfang 2021 die Übersterblichkeit (also die Zahl der Todesfälle im Vergleich zum zu erwartenden Wert, extrapoliert aus der Vergangenheit) in Norwegen zunächst –2 Prozent, war also negativ; ebenso in der Schweiz mit sogar –11 Prozent. In Schweden dagegen lag sie im Januar bei +10 Prozent. Aufgerechnet bis Ende 2023 verzeichneten Norwegen und Schweden gemäss Ourworldindata.org übereinstimmend eine Übersterblichkeit von 6 Prozent, die Schweiz dagegen von 8 Prozent. Dafür konnte das Leben in Schweden die ganzen drei Jahre normal weitergehen. Insbesondere blieben die Kitas und Schulen offen. Eine 2023 in der Fachzeitschrift *Lancet* publizierte Auswertung von dreissig Studien in zwanzig europäischen Ländern kommt zum Schluss, dass in 23 von ihnen eine Zunahme psychischer Erkrankungen gegenüber 2019 festgestellt wurde.

Für die USA fand eine 2023 in der Fachzeitschrift *Jama* veröffentlichte Untersuchung, dass die Zahl der Notfalleinweisungen von Jugendlichen wegen psychischer Probleme um 6,7 Prozent zugenommen hatte – bei den jungen Frauen sogar um 22,1 Prozent. Schliesslich hat europaweit der Anteil der Menschen, die ihre psychische Gesundheit als schlecht einstufen, unter den 19- bis 24-Jährigen von 11 auf 28 Pro-



zent zugenommen. Unter den 65- bis 79-Jährigen betragen die Werte 3 und 12 Prozent, es gab also eine Vervierfachung in jener Bevölkerungsgruppe, die durch die Einschränkungen besonders geschützt werden sollte.

Historischer Einbruch der Geburtenrate

Zur Freiheit der Menschen gehört auch, sich den Wunsch nach Kindern zu erfüllen. Im Jahr 2022 kam es jedoch zu einem historischen Einbruch der Geburtenziffer von durchschnittlich zirka 15 Prozent. Er konnte von Professor Konstantin Beck (Universität Luzern) mit der Beinahe-Impfpflicht in Verbindung gebracht werden, weil die Kantone sie zu unterschiedlichen Zeitpunkten eingeführt hatten. Seine Untersuchung wurde vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) unter fadenscheinigen Einwendungen zurückgewiesen (der Schreibende erlaubt sich dieses Urteil, weil er den Text begutachtet hat vor dem Hintergrund vierzigjähriger Erfahrung mit ökonomischen Analysen).

Den Schlussstein bildet die Pret-Initiative der WHO («Pandemiepakt») vom April 2023 mit dem Ziel, die Bereitschaft zur Bekämpfung zukünftiger Epidemien weltweit zu verbessern. Die Initiative kommt scheinbar harmlos daher: Sie will den Ländern Richtlinien («guidances») vermitteln, wie sie in integrierter Art und Weise Vorkehrungen für Pandemien treffen können.

Zunächst geht es nur um Pandemien der Atemwege, doch die Absicht ist, die Initiative auf alle übertragbaren Krankheiten auszuweiten. Ein Aktionsplan verlangt, dass die Mitgliedsländer bis Ende 2025 melden, welche Fortschritte sie bis dahin erzielt haben in Bezug auf ihre Planung von Massnahmen, deren internationale Koordination und die Bereitstellung von Mitteln.

Man kann es nicht anders sagen: Es spricht viel dafür, dass sich die Prävention und damit die Gesundheitspolitik zum Einfallstor gegen unsere Freiheit entwickeln.

Peter Zweifel ist Professor em. für Volkswirtschaftslehre und Wirtschaftspolitik der Universität Zürich mit den Forschungsschwerpunkten Energie, Umwelt, Gesundheit und Versicherungen.

Ungarns neuer Messias wird schon gekreuzigt

Péter Magyar will Viktor Orbáns Macht brechen. Nun geht ausgerechnet die Opposition auf ihn los.

Boris Kálnoky

Ungarns Opposition hat einen neuen Prügelknaben. Es ist nicht Ministerpräsident Viktor Orbán (von ihm redet kaum noch jemand), sondern ein Mann namens Péter Magyar. Binnen weniger Wochen stieg er zum erfolgreichsten Orbán-Gegner in Ungarn auf. Dafür hassen ihn die Oppositionsparteien: Wenn sie zu Demonstrationen rufen, kommt kaum jemand. Aber zu Magyar kamen am 6. April gut 100 000 Menschen.

Sein grösster Trumpf

Bislang ein Privilegierter im Dunstkreis der Macht und eher bekannt als Ex-Mann der früheren Justizministerin Judit Varga, will Magyar neuerdings das «Orbán-Regime» zu Fall bringen. Er hat eine bereits existierende, aber inaktive Partei übernommen namens «Tisztaság és Szabadság» («Sauberkeit und Freiheit») und will damit an der Europawahl teilnehmen. Umfragen sehen ihn bereits bei 13 bis 15 Prozent – damit wäre er die drittstärkste, potenziell gar zweitstärkste Kraft im Land nach der Regierungspartei Fidesz. Es ist also Zeit, ihn als relevanten neuen Akteur der ungarischen Politik ernst zu nehmen.

Péter Magyar stammt aus einer prominenten und politisch gutvernetzten Juristenfamilie. 2006 heiratete er die spätere Justizministerin Judit Varga, die sich aber 2023 von ihm scheiden liess. Ihre Ehe war konfliktreich, sie hat ihn beschuldigt, oft drohend, erpresserisch und gewalttätig aufgetreten zu sein. Im Februar dieses Jahres verkündete er auf Facebook, er trete «freiwillig» von seinen gutdotierten regierungsnahen Posten zurück (die er dank Varga bekommen hatte), weil er genug habe von allem und nun das «System» bekämpfen wolle. Sofort brach ein riesiger Medienwirbel aus: Würde das unerschütterbar scheinende «System Orbán» von innen gesprengt?

Rein inhaltlich bietet Magyar nichts Neues an. Er vertritt klassische Positionen der alten Oppositionsparteien, unter anderem eine festere Einbindung in die EU (z. B. soll Ungarn der EU-Staatsanwaltschaft beitreten). Magyar will das Bildungs- und Gesundheitssystem

verbessern, die Umwelt schützen, Korruption bekämpfen und den Rechtsstaat stärken. Dieses in Ungarn als linksliberal geltende Narrativ verbindet er allerdings, anders als die Opposition, mit einem «nationalen» Diskurs: So nannte er die Demonstration am Samstag «Nationaler Marsch» («Nemzeti menet»). Und in einem Interview sagte er, Ungarn dürfe der Ukraine keine Waffen liefern – eine klassische Orbán-Position.

Sein grösster Trumpf ist, dass er behauptet, «Beweise» zu haben für «Verbrechen» von Regierungsmitgliedern. Bislang hat er aber nur einen sehr kurzen Tonmitschnitt präsentiert, den er heimlich von seiner eigenen Frau anfertigte. Darin sagt Judit Varga, dass eine Mitarbeiterin von Antal Rogán, im Volksmund «Propagandaminister» genannt, damit beauftragt wurde, bei der Staatsanwaltschaft eine Abänderung von Unterlagen in einem Korruptionsverfahren zu erreichen. Die Staatsanwaltschaft hat dazu gesagt, dies sei physisch unmöglich: Jedes Dokument wird mehrfach

registriert und archiviert. Nun wird ermittelt. Auch Varga wurde als Zeugin vernommen.

Das regierungsnahen Nézöpont-Institut sieht ihn bei 13 Prozent der Wählersympathien. In anderen Umfragen ist gar von 15 Prozent die Rede. Damit geht eine Schwächung aller Oppositionsparteien einher. Laut Nézöpont

Inhaltlich vertritt Magyar klassische Positionen der alten Oppositionsparteien.

liegt die Regierungspartei Fidesz dagegen unverändert bei 47 Prozent der «sicheren Wähler». Der Haupteffekt wäre eine bipolare Opposition: Die linksliberale Demokratische Koalition unter Ex-Premier Ferenc Gyurcsány und die Magyar-Partei würden dominieren (und sich wohl gegenseitig zerfleischen). Alle anderen Oppositionsparteien würden von einer Magyar-Partei stark geschwächt. Kein Wunder, dass die Opposition ihn genauso scharf attackiert wie die Regierungspartei.

Geld aus dem Ausland?

Dennoch wird er auch von Fidesz ernst genommen. Dort wird suggeriert, er werde aus dem Ausland finanziert. Tatsächlich erwähnte seine Lebensgefährtin in einem Video der ungarischen *Blikk*-Zeitung «ausländische Grafiker» in Magyars Team. Magyar forderte daraufhin offenbar, diese Passage zu löschen, was auch geschah. Laut seinen Angaben finanziert sich seine Kampagne allein aus Privatspenden – die Grossdemo am 6. April habe umgerechnet rund 100 000 Franken gekostet. Laut Gesetz dürfen ungarische Parteien kein Geld aus dem Ausland akzeptieren.

Die nächste Demonstration hat er zum Muttertag angekündigt. Ein schwerer Test: Wenn weniger Demonstranten kommen als zuletzt, ist der Schwung womöglich gebrochen.



Schwerer Test: Oppositionspolitiker Magyar.

Boris Kálnoky ist ehemaliger Osteuropakorrespondent. Seit 2020 leitet er die Medienschule des Mathias Corvinus Collegium, die der Regierungspartei Fidesz nahesteht.

Glückswaffe für die Beziehung

Wie Sie (fast) alles von Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin bekommen.



Ständiges Nörgeln und Vorwürfe: Haben Sie je erlebt, dass Ihnen das geholfen hat, ein unerwünschtes Verhalten des Partners zu ändern? «Also jetzt, wo du mir die Vorwürfe an den Kopf knallst, werde ich mich sofort bessern», hat wohl noch niemand gesagt. Oder: «Was, deine Freundinnen sagen auch, das sei nicht gut? Wenn sie das sagen, nehme ich mir das zu Herzen.» Das unablässige Kritisieren von problematischem Verhalten hat nicht nur selten den gewünschten Effekt, sondern kann auch zu emotionalem Rückzug führen, begleitet von einer guten Portion Frust und Wut.

Wenn die Partnerin dazu neigt, in bestimmten Situationen passiv-aggressiv zu reagieren, oder wenn man sich wünscht, dass sie konkreter sagte, was sie möchte – genau dann funktioniert positive Verstärkung. Und was ist mit dem Partner, der immer den Abschiedskuss auslöst, wenn er zur Arbeit geht, oder der sein erstes Interesse dem Smartphone schenkt, wenn er abends nach Hause kommt, anstatt sich mit seiner besseren Hälfte zu unterhalten? Oder wenn man von dem

Vielleicht sollten wir alle mehr Leckerli für gutes Benehmen bekommen.

Anblick seiner zerrissenen, pubertären Jeans, die er ständig trägt, Zustände kriegt? Was bei all diesen Problemen hilft: positive Verstärkung. Ich wünschte, ich hätte das schon früher gewusst, es hätte mir das Leben an so mancher Stelle erleichtert. Aber Weisheit kommt eben doch mit dem Alter. Und damit auch die Erkenntnis, dass

ein Leckerli für den Partner oft effektiver ist als ein böser Blick.

Und wenn Ihnen jetzt der Hund einfällt, der eine Belohnung kriegt, nachdem er sich auf Kommando tot stellt oder Salti schlägt, dann liegen Sie richtig. Positive Verstärkung wird nicht nur beim Hundetraining angewendet, sondern auch in Bereichen wie Erziehung, Psychologie und sogar in der Arbeitsplatzmotivation. Es ist faszinierend, wie ähnlich sich manchmal die Prinzipien des Tiertrainings und jene der menschlichen Verhaltensmodifikation sind. Vielleicht sollten wir alle mehr Leckerli für gutes Benehmen bekommen. Man fängt mehr Fliegen mit Honig als mit Essig.

Positive reinforcement» ist ein Konzept der Verhaltenspsychologie und beinhaltet die Anwendung einer Belohnung oder eines positiven Anreizes unmittelbar nach einem erwünschten Verhalten, um dessen Auftreten zu stärken und in Zukunft zu erhöhen. Forschungsergebnisse bestätigen eindeutig, dass positive Verstärkung tatsächlich der Schlüssel ist, um gewünschtes Verhalten zu fördern und zu stärken. Egal, ob es sich um Lob oder eine materielle Belohnung handelt, Menschen tendieren dazu, etwas häufiger zu tun, wenn es etwas Tolles dafür gibt. Ein klassisches Beispiel ist die Belohnung eines Kindes mit einem kleinen Erfolgsgeschenk, nachdem es seine Hausaufgaben gemacht hat. Die Motivation steigt, da eine schöne Konsequenz winkt.

Aber auch in Paarbeziehungen funktioniert das Lob- und Belohnungsprinzip hervorragend, um bestimmte Verhalten zu fördern.

Wenn ein Mann sich beispielsweise von seiner Partnerin wünscht, dass sie nach einem langen Arbeitstag das Abendessen zubereitet, kann er ihr dafür danken und erklären, wie grossartig er das immer findet. Durch das positive Feedback fühlt sie sich (in der Mehrheit, jedenfalls) motiviert, das auch künftig zu tun. Man sollte es einfach nicht übertreiben. Denn wie mein Opa immer zu sagen pflegte: «Zu viel Lob verdirbt den Brei – der wird dann nicht nur zu salzig, sondern auch ziemlich aufgebläht.»

Gleichzeitig kann positive Verstärkung auch dazu dienen, problematische Verhaltensweisen zu ändern, und zwar auf eine respektvolle Weise. Sie werden überrascht sein, welchen positiven Wandel selbst ein simples Lob bewirken kann – oder mehrere, falls die Leitung bei besagter Person etwas länger ist und es mehr braucht, bis die Botschaft durchkommt. Anstatt sich darauf zu versteifen, was der Partner falsch macht – «Warum ignorierst du mich, wenn du nach Hause kommst?» –, ist die effektivere Art: «Weisst du, was ich schön finde? Wenn wir uns über unseren Tag unterhalten, sobald du nach Hause kommst.» Oder wenn er regelmässig den Abschiedskuss vergisst, kann man ihm subtil nahelegen, wie sehr man kleine Aufmerksamkeiten schätzt. «Den kleinen Kuss gestern fand ich süss.» Wenn er mal eine coole Hose trägt: «Du siehst heute aber knackig aus.» Viel Erfolg!

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

Subventionsantrieb

Nr. 14 – «Marsch der Strom-Träumer»
Hubert Mooser über die Energiestrategie 2050

Leider hat es Bundesrat Rösli verpasst, die abenteuerliche Energiestrategie 2050 als gescheitert zu erklären und von Grund auf neu aufzugleisen. Dieses behelfsmässig gebastelte Stromgesetz treibt uns in eine Windrad- und Solardiktatur. Der Mantelerlass öffnet eine Pforte zu einer totalitären, planwirtschaftlichen, demokratiefeindlichen Tyrannei, die Bürgern und Gemeinden das Recht auf Einsprache gegen diese Windkraftmonster entzieht. Vergleichbar mit dem Corona-Impfterror, der auf sogenanntem Notrecht basierte, erwartet uns dasselbe mit dem Klimaterror. Deshalb nein zum totalitären Stromgesetz. Die Windradlobby hat mafiose Züge. Sie kennt weder Moral noch Anstand. Windkraft lässt sich nur mit Profitgier, Ideologie und Dummheit erklären. Dass die Flatterstrom-Zufalls-Erzeuger ineffizient, unrentabel, nicht von Wind, sondern von Subventionen angetrieben werden, dass sie Vögel schreddern und auch für Menschen gesundheitsschädlich sind, dass sie meistens stillstehen und zudem Landschaften verwüsten ... all das ist bekannt. Bekannt ist auch, dass die Schweiz kein Windland ist und damit völlig ungeeignet für Windkraft. Es gibt immer mehr Parallelen zu Deutschland, dessen Energiepolitik ein Totalfiasco war. Die 30 000 Windräder erzeugen gerade mal 4 Prozent der benötigten Energie. Und ausserdem haben die Deutschen die «dümmste Energiepolitik der Welt und die höchsten Strompreise Europas». Das sage nicht ich, sondern ein prominenter Energiewissenschaftler.

Marlisa Schmid, Rebstein

Vermögen aufgebraucht

Nr. 15 – «Zürcher Freisinns dritter Streich»
Christoph Mörgeli über den FDP-Filz

Es stellt sich erstens die Frage, ob die Eleonorenstiftung noch private Trägerin des Universitäts-Kinderspitals sein kann, wenn die Stiftung ihr gesamtes Vermögen aufgebraucht hat und der Kanton Zürich das Spital retten muss mit Zahlungen von 135 Millionen Franken. Zweitens, ob die kantonale Stiftungsaufsicht die gesetzliche Aufgabe erfüllt hat, da die Stiftung ihre Verbindlichkeiten längerfristig nicht mehr erfüllen kann. Art. 84a des Zivilgesetzbuchs bestimmt klar, was bei Zahlungsunfähigkeit zu tun ist.

Dr. iur. A.J. Schlegel, Küsnacht

Elite ist nicht lernfähig

Nr. 14 – «Corona – was bleibt?»
Ueli Maurer über die Corona-Aufarbeitung

Alle Achtung vor Ueli Maurer, der es wagt, als Mitverantwortlicher der Corona-Politik sich gegen die gängige Doktrin der eidgenössischen Elite zu äussern. Dazu braucht es sehr viel Mut und vor allem eines: Selbstkritik und geistige Grösse. Gerade bei Intellektuellen und Akademikern – vor allem aus dem urbanen Bereich – habe ich fast immer ein stereotypisches Verhalten beobachtet. Sie verallgemeinern Einzelfälle, sie verharmlosen das Thema, sie verdrehen die Fakten in sophistischer Manier, sie verharren seit Beginn der Krise bis heute in einem starren Narrativ, sie weichen kritischen Fragen aus, sie argumentieren phrasenhaft, sie verhalten sich genervt, sobald das Covid-Thema angesprochen wird. Fehler zuzugeben oder

zuzugeben, dass man sich hat narren lassen, dazu fehlt ihnen die geistige Grösse. Die Elite ist nicht lernfähig, weil sie Fehler wegen Arroganz und Besserwisseri nicht zugeben kann. Aus diesem Grund wird sich beispielsweise das CS-Debakel auch bei der UBS wiederholen. Der Pandemie-Pakt der WHO ist eine ernsthafte Bedrohung der Demokratie. Sollte die Schweiz diesen Pakt ratifizieren, dann bestimmt die WHO, die hauptsächlich von privaten, profitorientierten Unternehmen finanziert wird, die Politik unseres Gesundheitswesens.

Jürg Siegrist, Muri bei Bern

Bleibt neutral!

Nr. 12 – «Jagd auf russische Kriegsverbrecher»
Rafael Lutz über die Vereinnahmung durch den Westen

Als regelmässiger Leser der *Weltwoche* (seit meiner ETH-Zeit), der diese mit der Propagandapresse vergleicht: Danke für Ihren Mut, selbst zu denken und das Gedachte in unakademischer Weise (nicht künstlich und unverständlich aufgebläht oder naiv «gut-menschig») auszudrücken. Bitte, liebe Schweizer, bleibt neutral und unser Vorbild! Wenn Ihr Schweizer zur EU geht, ist ein wertvoller und einzigartiger Ort verloren! Leider hat Österreich diesen Abstand nicht mehr!

Hanno Wachernig, Diessen am Ammersee (D)

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Orenthal James (O. J.) Simpson (1947–2024) Roberto Cavalli (1940–2024)



Öffentlicher Aufschrei: O. J. Simpson.

Gibt es den kritischen Punkt im Leben, von dem aus es nur noch abwärtsgeht, schicksalhaft, aber aus eigenem Verschulden, in diesem amerikanischen Albtraum? O. J. Simpson war einer der populärsten Amerikaner, ein unwiderstehlicher Running Back des American Football, erfolgreicher Hollywood-Schauspieler und mit seinem vertrauenerweckenden Gesicht ein gesuchter Werbeträger. Bis zu jenem 17. Juni 1994, als 95 Millionen Zuschauer, fast das halbe Land, den Fernseher einschalteten.

Es läuft live eine seltsame Verfolgungsjagd. Eine Armada von Polizeiautos und ein Schwarm von TV-Helikoptern bleiben auf Distanz zu einem weissen Ford Bronco, auf dem Rücksitz O. J. Simpson, am Steuer ein alter Football-Freund. Die Karawane kommt zum Stillstand in der Einfahrt zu Simpsons Haus. Die Handschellen klicken. Simpson steht im dringenden Verdacht, fünf Tage zuvor im Blutausch seine Ex-Frau Nicole Brown, 35, und ihren jungen Liebhaber Ronald Goldman, 25, buchstäblich abgeschlachtet zu haben.

Er ist schwarz, die Opfer sind weiss. Die alten Gräben des Rassismus brechen auf. O. J. (für Orenthal James) ist als Kind rachitisch, ein Schwächling, der sich in der heimatlichen Vorstadt von San Francisco als Teenie-Bandenhauptling Respekt verschafft. Der Vater, eine Dragqueen, haut ab, als O. J. fünf Jahre alt ist.

Nicole ist seine zweite Frau, blond und blauäugig, eine *trophy wife*. Sie alarmiert während ihrer

Beziehung und auch danach insgesamt 62-mal den Notruf. Die Nation wird die eigentliche Richter in diesem traumatischen Verfahren. Kann sich in der Haut einer Sportberühmtheit wie O. J. überhaupt ein Verbrecher verbergen? Sein Anwalt Johnnie Cochran, selber Afroamerikaner, der auch Michael Jackson verteidigte, spielt nicht die Rassismus-, sondern die kriminalistische Karte. Der Mörder hatte während der Tat Handschuhe getragen, wie die Blutspuren aufzeigten, aber der Handschuh, den die Anklage vorlegt, ist viel zu eng für Simpsons Faust, wie im Gerichtssaal demonstriert wird. Simpson wird nach 474 Tagen U-Haft spektakulär freigesprochen von einer Jury, die mit zehn Schwarzen (von insgesamt zwölf Geschworenen) besetzt ist.

Weil einem Angeklagten nicht zweimal der Strafprozess wegen der gleichen Tat gemacht werden kann, haben die Angehörigen der Opfer auf dem Zivilweg eine Abfindung von 33,5 Millionen Dollar erstritten. O. J. Simpson verarmte und wurde mehrmals wegen kleinerer Delikte verurteilt. Bis zu einem bewaffneten Raubüberfall, der ihm 33 Jahre Zuchthaus eintrug, nach 9 Jahren wurde er auf Bewährung ausgesetzt.

Ein letztes Bekenntnis blieb Simpson: die Wahrheit. Er schrieb 2006 ein Manuskript mit dem Titel: «If I did it». Wenn ich es getan hätte. «Ein öffentlicher Aufschrei», so die *New York Times*, verhinderte das Projekt. O. J. Simpson starb am 10. April in Las Vegas an den Folgen seiner Prostatakrebs-Erkrankung. *Peter Hartmann*

Der Modedesigner aus der Toskana fiel Anfang der 1970er Jahre erstmals mit Kleidern auf, die er in seiner Boutique in St. Tropez anbot. Die Patchwork- und Animal-Print-Entwürfe, inspiriert von Raubtierfellen, gefielen den Hippies, waren aber sexy dennoch (und weil er eine Kundin mit Namen Brigitte Bardot hatte).

Abgesehen vom Talent, Stücke zu entwickeln, die Frauenkörpern schmeichelten, hatte er auch handwerkliche Kompetenzen: Als junger Mann entwickelte Roberto Cavalli, der in eine Künstlerfamilie geboren wurde – der Grossvater war ein bedeutender Maler gewesen –, ein Verfahren, dank dem Leder in zuvor unerreichter Qualität mit Farbe bedruckt werden konnte.

In den 1990er Jahren gewannen seine Kollektionen wieder an Beachtung, nachdem es eine Zeitlang eher ruhig um sein Design gewesen war. Dies hing damit zusammen, dass seine Mode einen Gegenentwurf zum damals schicken Minimalismus von Jil Sander, Helmut Lang oder Prada darstellte. Kritikerinnen beschrieben Cavallis Stil als «Maximalismus», was gehaltvoller klingt als «sexy».

Cavallis persönliches Schönheitsideal lag ebenfalls näher am sogenannten *glamour model* als am unterkühlten Frauentyp, den Modezeitschriften bevorzugen. Seine zweite Ehefrau Eva, mit der er drei Kinder hatte, war 1977 die Miss Austria gewesen; mit seiner ersten Frau hatte er zwei Kinder gehabt. Und vergangenes Jahr wurde er zum sechsten Mal Vater, mit 82 – die Kindsmutter, Sandra Nilsson, ein schwedisches Model und Playmate, war 37.

Bereits 2015 hatte er 90 Prozent seines Unternehmens an eine florentinische Beteiligungsgesellschaft verkauft. Diese und ein Kreativ-Verantwortlicher sorgen dafür, dass Cavallis typische Tierfell-Entwürfe weiterleben.

Mark van Huissing



Maximalismus: Roberto Cavalli.

Warum tun Spitäler nicht, was sie sollten?

Die Kantone vernachlässigen ihre Pflichten und provozieren das Einschreiten des Bundes.



Die Spitäler wollen einfach nicht das tun, was abgemacht war, jetzt sind sie in eine riesige Problemwelle geraten. Schon länger verdienen die meisten Krankenhäuser nicht mehr genug, um ihre Geschäftsgrundlage zu sichern. 2023 hat sich die Lage mit Verlusten bei den einen, ungenügenden Renditen bei den andern verschärft.

Aufsehen erregten die St. Galler Spitäler mit 100 Millionen Franken Verlust, hinzu kamen das Zürcher Universitätsspital, das Kantonsspital Winterthur und das Stadtspital Zürich mit 140 Millionen Minus oder ähnliche Zahlen von der Insel-Gruppe in Bern.

Ins Bild passt die krasse Kostenüberschreitung beim teuren Neubau des Kinderspitals Zürich mit der daraus folgenden Auffangaktion durch den Kanton Zürich, während das ebenfalls in Finanznot geratene Spital Wetzikon ohne Hilfe bleibt.

Moment, was ist denn seinerzeit überhaupt abgemacht worden?

2012 wurde für die Spitäler in der Schweiz ein neues Finanzierungssystem eingeführt: die Finanzierung der Betriebe im Wesentlichen über die sogenannten Fallpauschalen. Dies nach dem Motto: Man vereinbart im Voraus, wie viel ein Spital erhalten soll für eine typische, klar definierte Leistung, beispielsweise für einen Knieersatz oder eine Blinddarmoperation.

All die vorgesehenen Fälle werden in Listen geführt mit dem Betrag, den die Leistungserbringer dafür verrechnen dürfen; es ist ein Pauschalbetrag pro typischen Fall, eben die Fallpauschale. Damals galt die Meinung: Das ist der Lohn, mit dem die Spitäler im Prinzip

auskommen müssen – abgesehen von speziellen Punkten wie Forschungsaufgaben.

Das heisst: Krankenhäuser, die gut arbeiten, können mit den Fallpauschalen ihre Kosten gut decken und auch notwendige wesentliche Investitionen daraus bestreiten. Laut Fachleuten ist dafür eine Betriebsgewinnmarge (Ebitda) von 10 Prozent nötig. Wer dagegen mit dem Geld aus den Fallpauschalen seine Kosten nicht decken kann, muss sich anstrengen, um das zu korrigieren.

Kurz gesagt: Spitäler müssen Gewinn machen, und die vereinbarte Finanzierung muss dazu reichen. So die Absicht.

Aber daran haben sie sich jetzt einfach nicht gehalten. Es ist, als würden diese Regeln gar nicht ernst genommen. Als ob die Krankenhausführungen bei lockerem Verhalten und schlechten Resultaten keine negativen Folgen fürchteten.

Tatsächlich läuft es so. Niemand schaut richtig zur Ordnung.

Die grösste Schuld daran tragen die Kantone, in Sachen Gesundheit eigentlich die Hauptzuständigen. Sie treten oft in mehreren Rollen auf, die in Konflikt zueinander stehen: Sie sind Eigentümer, Betreiber und Regulierer von Spitälern zugleich. Kantonsregierungen schieben gerne mal «ihren» Häusern Subventionen zu, schützen sie vor Marktkräften, finanzieren unrentable Kapazitäten, betreiben Struktur-erhaltung, wie es ihnen gefällt.

Überdies operiert das ganze Schweizer Gesundheitswesen immer noch ohne zuverlässige Qualitätskontrollen, intransparent, man weiss nicht, was man geliefert erhält.

Die Spitalführungen wissen, dass in einer solchen Konstellation ihre Verluste irgendwie staatlich übernommen werden, dass sie ihre Budgetgrenze in Form von Fallpauschalen also nicht so ernst nehmen müssen.

Irgendwann wird es heissen: Die Kantone schaffen es nicht, ihre Verantwortung wahrzunehmen, der Bund muss übernehmen.

Gaslotterie mit Deutschland

Die Schweiz schliesst sich dem Gas-Solidaritätsabkommen zwischen Deutschland und Italien an. Die drei Länder machen ab, sich im Notfall mit Gaslieferungen für die Versorgung der geschützten Kunden auszuhelfen. Laut Bund ist die Versorgung der Schweiz zurzeit gewährleistet, im Fall einer schweren Mangel-lage wolle man das Solidaritätsabkommen aber heranziehen können. Im Gegenzug könne auch die Schweiz im Notfall um Solidarität angefragt werden. Zudem garantierten die drei Staaten, die bestehenden Transportkapazitäten in ihren Netzen nicht einzuschränken.

Gerade das steht in Deutschland jetzt aber zur Debatte. In einem sogenannten Green Paper des Ministeriums für Wirtschaft und Klimaschutz wird die Transformation Gas-/Wasserstoff-Verteilernetze thematisiert. Der künftige Ordnungsrahmen werde «insbesondere die teilweise Umstellung existierender Gasverteiler-netze auf Wasserstoff, eine teilweise Stilllegung (und ggf. den Rückbau, d. h. Entfernung) dieser Netze... ermöglichen müssen». Solidarität mit einem Netzabbau-Regime, wie Deutschland es werden könnte, wäre für die Schweiz eine verantwortungslose Sache.

HOLLYWOOD

Kevin Costner



«Das ist unsere Geschichte. Ich liebe sie»: Filmstar Costner.

«Man darf keine Angst vor dem Scheitern haben, wenn man im Leben erfolgreich sein will.»

Seite 55

«Ich mag Western, weil sie zeigen, wie schwierig es war, in unbekanntes Terrain vorzudringen.»

Seite 57

«Als die Filme anfangen, Geld zu verdienen, kaufte ich meinem Vater als Erstes einen Lastwagen.»

Seite 57

Wolf von Hollywood

Kevin Costner ging immer seinen eigenen Weg.

Mit 69 Jahren setzt der Schauspieler und Produzent zu seinem Meisterwerk an. Demnächst kommt sein Monumental-Western «Horizon» ins Kino.

Harold von Kursk

Kevin Costner hat schon immer seinen eigenen Weg beschritten. In den Achtzigern und Neunzigern war er ein Sexsymbol und einer der grössten Stars in Hollywood. Seine Filme hiessen damals «No Way Out», «Bull Durham» und «Field of Dreams». Dann wurde er abtrünnig und beschloss, einen Western namens «Dances with Wolves» (1990) zu drehen, den niemand von ihm wollte. Die Chefs der Studios hielten ihn für verrückt, weil er versuchte, ein totes Genre wiederzubeleben. Doch sein Instinkt erwies sich als richtig, und «Dances with Wolves» brachte Costner zwei Oscars ein: einen als Produzent für den besten Film und einen für die beste Regie. Ausserdem spielte der Film in jenem Jahr 424 Millionen Dollar an den Kinokassen ein, eine Zahl, die nur von «Ghost» und «Pretty Woman» übertroffen wurde, von weitaus konventionelleren Popcorn-Filmen.

Frauenheld alter Schule

In dieser Hochphase seiner Karriere schwärmten die Frauen für ihn, so wie sie heute für Ryan Gosling oder Timothée Chalamet schwärmen. Nur war Costners Anziehungskraft deutlich männlicher, ernster und charismatischer. Er strahlte eine Aura stoischer Entschlossenheit

und moralischer Rechtschaffenheit aus, mit der sich Männer identifizieren konnten, während Frauen sein jungenhaftes Aussehen, seine spürbare Verletzlichkeit und seine lässige Sexyness anzogen. Costner verdankte seine Popularität seiner gelassenen Souveränität und *gravitas*. Seine Figuren hinterliessen beim Zuschauer den Eindruck, immer das Richtige zu tun.

Viele seiner besten Auftritte hatte er in der Gestalt von Kreuzzugsfiguren, Männern mit einer Mission: der unerbittliche FBI-Agent Eliot Ness («The Untouchables»); Jim Garrison, der Bezirksstaatsanwalt von New Orleans, der davon besessen war, die Verschwörung hinter dem Kennedy-Attentat aufzudecken («JFK»); und Ray Kinsella, der bescheidene Maisfarmer aus Iowa, der auf der Suche nach einem Ziel ein Baseballfeld baut, um seinen Vater und die legendären Spieler zu ehren, die zu Unrecht aus dem Spiel verbannt worden waren («Field of Dreams»). Alle sagten Ray, er sei verrückt, wertvolle Anbauflächen zu zerstören und den finanziellen Ruin zu riskieren, um seinen Traum zu verwirklichen – eine Situation, die ironische Ähnlichkeit mit derjenigen hat, in der Costner sich weigerte, seinen quixotischen Ehrgeiz aufzugeben und seinen Ruf und seine Karriere aufs Spiel setzte, um «Dances with Wolves» zum Leben zu erwecken.

Kinsella ist wohl die Figur, die Costners eigener Persönlichkeit am nächsten kommt und die den unnachgiebigen, unerschütterlichen und fest verdrahteten Ehrenkodex des Schauspielers am besten vermittelt. Im Laufe seiner Karriere, die sich über fünf Jahrzehnte und mehr als sechzig Filme erstreckt, hat sich der 69-jährige Costner den Ruf eines prinzipientreuen Einzelkämpfers erworben, der bis zum Ende für seinen Willen einsteht.

«Ich war immer sehr selbstbewusst und habe nie auf die ganzen Neinsager da draussen gehört. Ich hätte «Dances with Wolves» nie gemacht, wenn ich auf alle gehört hätte, die mir sagten, dass ich verrückt sei und dass der Film meine Karriere zerstören würde», sagte Costner

Die Chefs der Studios hielten ihn für verrückt, weil er versuchte, ein totes Genre wiederzubeleben.

während unseres Interviews am Filmfestival von Rom 2014. Und: «Was mir in meiner Karriere geholfen hat, war, dass ich meinen ersten Gehaltscheck als Schauspieler erst mit 27 bekommen habe. Ich war immer dankbar für die Tatsache, dass ich nicht mit neunzehn oder zwanzig auf der Bildfläche erschien und das Gefühl hatte, die Welt geerbt zu haben. Meine Langlebigkeit in diesem Geschäft verdanke ich der Tatsache, dass ich aus einer Position der Dankbarkeit komme. Die Schauspielerei ist für mich kein Gehaltscheck. Ich liebe es, Filme zu machen. Und ich liebe mein Leben ausserhalb des Geschäfts.»

John Wayne gab den Anstoss

Costners angeborenes Selbstbewusstsein entstand, als er als bekennender Einzelgänger in Compton aufwuchs, einer verwaorsten Stadt am südlichen Stadtrand von Los Angeles. Er war ein hervorragender Sportler, der in der Highschool im Basketball, Football und Baseball sehr erfolgreich war. Da er nicht das Talent hatte, Profi zu werden, wurde er von seinem Vater ermutigt, seinen Traum von der Schauspielerei zu verfolgen. Nachdem sie John



Gelassene Souveränität: Robert De Niro, Charles Martin Smith, Costner und Sean Connery an der Premiere von «The Untouchables», 1987; mit Kindern Joe und Lily, 1990.



«Ich habe nie auf die Neinsager gehört»: Sexsymbol Costner, 1987.

Wayne in dem John-Ford-Western «The Searchers» gesehen hatten, sagte Costners Vater zu ihm: «Das könntest du auch machen ...»

Diese Bemerkung reichte aus, um Costners Ehrgeiz zu nähren und seine Schauspielträume am Leben zu erhalten. Als junger, verheirateter Mann – seine erste Frau hiess Cindy Silva – und mit zwei kleinen Kindern nahm er Gelegenheitsjobs an, von denen er kaum die Miete bezahlen konnte. Vielleicht war es Schicksal, dass der Film, der Costners Durchbruch auf der Leinwand bedeutete, «Silverado» war, der Western von 1985 unter der Regie von Lawrence Kasdan. Ironischerweise besetzte Kasdan Costner in diesem Film, um sich dafür zu entschuldigen, dass er den jungen Schauspieler

aus der Endfassung von «The Big Chill» (1983) herausgeschnitten hatte, in der er eine kleine Rolle hatte. Diese mageren Jahre in seinen Zwanzigern waren es jedoch, die Costners entschlossenen Geist und seine spätere Weigerung prägten, dem Druck der Studios nachzugeben.

Ein Beispiel: Er lehnte Millionen von Dollar ab, um in «The Hunt for Red October» (1990) mitzuspielen, dem Film, in dem Alec Baldwin die Rolle des Jack Ryan übernahm, die später von Harrison Ford, Ben Affleck und Chris Pine in vier weiteren Filmen gespielt wurde. Aber Costner war fest entschlossen, den revisionistischen Western «Dances with Wolves» zu drehen, den jedes Studio in Hollywood abgelehnt hatte.

«Ich hatte die Arbeit an «Dances with Wolves» bereits um ein Jahr verschoben, und dann bot mir das Studio einen Haufen Geld für «Red October» an, mehr Geld, als mir je zuvor gezahlt worden war. Das war die schlimmstmögliche Situation für mich ... aber zu diesem Zeitpunkt hatte ich bereits meine Crew für «Dances» zusammengestellt und mein eigenes Geld in den Film ge-

«Wenn ich glaube, dass ich mit einer Sache richtigliege, ist es ziemlich schwer, meine Meinung zu ändern.»

steckt. Ich musste weitermachen ... Schliesslich musste ich [den Studiobetreibern] sagen: «Wissen Sie, wenn ich nein sage, bedeutet das nicht, dass ich nach mehr Geld suche, es ist einfach Nein!», sagte Costner beim Gespräch in Rom.

Fast 35 Jahre später gilt «Dances with Wolves» immer noch als moderner Filmklassiker. Er markierte auch den Beginn von Costners Besessenheit vom Western, jenem typisch amerikanischen Filmgenre, das eine Ära des rauen Individualismus und des Grenzlandgeistes heraufbeschwört. Der Erfolg des Projekts verlieh Costners unangreifbarem Selbstvertrauen und seiner Weigerung, sich von der Verwirklichung seiner Ziele abhalten zu lassen, weiteren Auftrieb.

Legendäre Hartnäckigkeit

«Ich bin ziemlich stur», sagte Costner bei einem Interview in London im Sommer 2022. «Wenn ich glaube, dass ich mit einer Sache richtigliege, ist es ziemlich schwer, meine Meinung zu ändern, es sei denn, man zeigt mir einen überwältigenden Beweis, dass ich falschliege. Das kann für andere Leute manchmal schwer zu ertragen sein, aber meine Sturheit hat es mir ermöglicht, der Versuchung zu widerstehen, einen Jack-Ryan-Film mit mehreren Millionen Dollar zu drehen, weil ich so entschlossen war, «Wolves» zu machen. Aber stur zu sein, bedeutet auch, das Selbstvertrauen und die Entschlossenheit zu haben, Dinge zu erledigen ... wenn ich mir etwas vornehme, dann weiss man, dass ich es auch tun werde! Ich habe in meinem Leben viel Erfolg gehabt und hatte mehr als nur eine gehörige Portion Glück. Ich habe auch einige Misserfolge erlitten. Aber ich habe gelernt, dass es in Ordnung ist, wenn man scheitert. Man darf keine Angst vor dem Scheitern haben, wenn man im Leben erfolgreich sein will!», erklärte Costner.

Derselbe Geist prägt ihn auch heute noch. Es war vor zehn Jahren, als ich mich mit dem legendären Schauspieler, Regisseur und Produzenten während des Filmfestivals in Rom unterhielt und er mir von einem bevorstehenden grossen Projekt erzählte, das er zu realisieren plante. Er beschrieb es als einen

«zehnständigen Western», über den er seit 1988 nachgedacht hatte. Es handelte sich um die Art von Grenzland-Epos, für das es wiederum praktisch unmöglich wäre, ein Studio zur Finanzierung zu bewegen, zumal der Western als ein sterbendes Genre angesehen wurde.

Eine amerikanische Saga

Costner, der eindeutig ein Mann ist, der sich nicht beirren lässt, nimmt nun das ehrgeizigste Projekt seiner Karriere in Angriff. Im Februar stellte er «Horizon: An American Saga» vor, eine umfassende Serie von vier Westernfilmen, die fünfzehn turbulente Jahre der amerikanischen Geschichte nach dem Ende des amerika-

«Im Westen geschah ein grosses Unrecht, aber das schmälert nicht den Mut, den meine Vorfahren brauchten.»

nischen Bürgerkriegs 1865 umspannen. Und wie schon bei «Dances with Wolves» ist Costner auch hier als Regisseur, Produzent, Co-Autor und Hauptdarsteller in Personalunion tätig. An einer Zoom-Presskonferenz, die am 23. Februar stattfand, kündigte Costner an, dass die ersten beiden «Horizon»-Filme im Juni und August dieses Jahres in die Kinos kommen werden. Premiere ist am Filmfestival Cannes im Mai. Zwei weitere Teile werden 2025 folgen, um das Projekt abzuschliessen.

Costner stellt sich «Horizon» als die Geschichte vor, die erzählt, wie seine amerikanischen Vorfahren alles riskierten, um ein gesetzloses, raues Gebiet zu besiedeln, was bedeutete, dass sie in das Land der Eingeborenen eindringen und sich gegenseitig bekämpften, als Ackerbauern und Viehzüchter um die wirtschaftliche Vorherrschaft kämpften. «Die Menschen [entschlossen sich] in den Westen zu gehen, manchmal mit viel Hoffnung und mit ihrer Familie; andere kamen in den Westen, weil sie angeschlagen waren und vor etwas wegliefen. Niemand wusste, wer der andere



«Ich fühle mich gesegnet»: Musiker Costner, 2009.

war ... Einige hatten Glück, andere Pech ... aber so wurde dieses Land besiedelt», sagte Costner im Februar. Und: ««Horizon» zeigt den Zusammenprall der Kulturen. Es ist unsere Geschichte. Ich liebe das. Ich kann einen Film wie diesen geniessen, wenn ich das Gefühl habe, mich selbst darin zu sehen, und ich habe mich wirklich bemüht, das zu erreichen.»

«Was wirklich geschah»

Costner musste zehn Hektar seines hochgeschätzten Immobilienbesitzes an der Küste von Santa Barbara mit einer Hypothek belasten, um sechzig Millionen Dollar seines eigenen Geldes in das Hundert-Millionen-Dollar-Budget der ersten beiden «Horizon»-Filme zu investieren – die Art von finanziellem Engagement, die er schon immer bereit war einzugehen, um seiner Kunst willen.

Es ist das vierte Mal, dass Costner sich als Regisseur versucht. Neben dem beliebten «Dances with Wolves» hat er 1997 auch den vielgeschmähten «The Postman» («Ich mag den Film immer noch») und einen weiteren Western, «Open Range» (2003), gedreht. Doch mit «Horizon» verlässt Costner den konventionellen erzählerischen Weg, den klassische Western wie «High Noon», «The Searchers», «Rio Bravo», «Once Upon a Time in the West» und «Unforgiven» eingeschlagen haben. Stattdessen wirft er einen detaillierteren Blick auf das Leben derer, die das Land besiedelten und einen wichtigen Beitrag zur amerikanischen Kulturmythologie leisteten. Getreu diesem Geist ist Costner stolz auf seine Unabhängigkeit, seinen Individualismus und seinen reuelosen Blick auf Amerikas Vormarsch nach Westen – trotz der Abschichtung und Vertreibung der Ureinwohner.

Costner gibt bereitwillig zu, dass die weissen Siedler die indianischen Stämme, die sich ihnen in den Weg stellten und die «keine Chance hatten», «zerschlugen». Aber – und das ist sein Verdienst und seine Bereitschaft, den «Woke Brigades» zu trotzen, die sich an der kulturellen Verdrehung beteiligen – Costner hat nicht die Absicht, die Siedler zu dämonisieren. Vielmehr will er zeigen, «was wirklich geschah» und welche Kräfte sie dazu brachten, die Elemente zu erobern und den indigenen Stämmen Amerikas die Kontrolle über das Land zu entreissen.

«Ich denke, es ist ein Fehler, andere Menschen danach zu beurteilen, wie sie sich in einem anderen Jahrhundert verhalten haben», sagte Costner im Februar bei der Präsentation von «Horizon». «Ich weiss nicht, ob ich mich je-



Treffen auf dem Golfplatz: Sport-Fan Costner, 2004; mit seiner zweiten Frau Christine Baumgartner, 2006.



mals damit abgefunden habe. Ich weiss nicht, ob ich mich schäme oder peinlich berührt bin, aber ich möchte darstellen, was wirklich passiert ist», erklärte Costner. Und: «Im Westen geschah ein grosses Unrecht, aber das schmälert nicht den Mut, den meine Vorfahren brauchten, um sich loszureissen und dorthin zu gehen. Ich erkenne den Einfallsreichtum, den es brauchte. Die Tapferkeit, die es brauchte, um aufzubrechen und diesen Marsch durch unser Land zu machen ... Das ist unsere Geschichte. Ich liebe sie.»

Karriere-Renaissance

Costner wäre wahrscheinlich nie in der Lage gewesen, ein so gewaltiges Unterfangen wie «Horizon» in Angriff zu nehmen, wäre da nicht der überraschende Erfolg von «Yellowstone» gewesen, der Neo-Western-Serie von Paramount Network, die mehrheitlich in der heutigen Zeit in Montana spielt und sich zu einer der beliebtesten Serien im amerikanischen Fernsehen entwickelt hat. Als Costner 2018 zum ersten Mal für die Rolle in der Serie angefragt wurde, hatte er seine Blütezeit als Frauenschwarm und Kinokassenmagnet längst hinter sich und war den grössten Teil des Jahrzehnts damit beschäftigt, in einer Reihe von kleinen Filmen mitzuwirken. Ausserdem zog er mit seiner zweiten Frau, Christine Baumgartner, die er 2005 nach einem Treffen auf einem Golfplatz geheiratet hatte, weitere Kinder gross. Leider liessen sie sich im vergangenen September nach einem erbitterten Rechtsstreit um Geld scheiden.

Da Costner sah, dass seine Tage als Hauptdarsteller gezählt waren, konnte er die 500 000 Dollar pro Folge, die Paramount ihm für die Hauptrolle in «Yellowstone» zahlte, nicht ablehnen. Wie das Schicksal es wollte, markierte die Serie den Beginn einer Karriere-Renaissance für den stolzen Schauspieler. Er spielt John Dutton III, den Patriarchen einer Viehzüchterfamilie, der zusammen mit seinen erwachsenen Kindern – Tochter Beth (Kelly Reilly) und den Söhnen Jamie (Wes Bentley) und Kayce (Luke Grimes) – die grösste Ranch in Montana betreibt.

«Mir gefiel die Idee, das Geschäft der Viehzucht und die unglaublichen Schwierigkeiten zu erforschen, mit denen Männer wie Dutton konfrontiert sind, die für die Produktion des Fleisches verantwortlich sind, das schliesslich in den Städten konsumiert wird. Es war auch die Chance, dem Publikum einen der schönsten Orte der Welt zu zeigen, mit all den spektakulären Weiten – Bergen, Flüssen und Graslandschaften», sagte Costner, der seit langem einen Grossteil seiner Zeit auf seiner weitläufigen 160-Hektar-Ranch in Aspen, Colorado, verbringt, 2022 beim Interview in London. Dutton ist eine prototypische Costner-Rolle: der Einzelkämpfer, der seine riesige Ranch in Montana und das Erbe seiner Familie gegen korrup-



«Einer der schönsten Orte der Welt»: «Yellowstone», 2018.

te Geschäftsleute und Politiker verteidigt, die sein Land zerstückeln wollen. «Obwohl ich dachte, dass [die Serie] das Potenzial hätte, viel Aufmerksamkeit zu erregen, und dass die Leute sie mögen würden, hätte ich nie erwartet, dass sie so erfolgreich sein würde, wie sie es ist. Darauf kann man sich nie verlassen.»

Es ist kaum verwunderlich, dass es oft grosse Überschneidungen zwischen Costner als Mensch und Costner als Filmstar gibt. Durch die meisten seiner grossen Auftritte zieht sich ein klarer

Vor allem aber lässt er sich von einem strikten Sinn dafür leiten, was richtig und was falsch ist.

roter Faden, der Qualitäten wie Ehre, Loyalität, Wahrheit, Gerechtigkeit und den amerikanischen Geist verbindet, der seine Ursprünge jenen verdankt, die den Wilden Westen besiedelten, wie man ihn kannte. Costners Persönlichkeit hat auch etwas von dem Geist des Gesetzlosen an sich, der ihm eine perverse Befriedigung verschafft, wenn er gegen den Strom schwimmt und konventionelle Hollywood-Weisheiten oder -Erwartungen umstösst. Vor allem aber lässt er sich von einem strikten Sinn dafür leiten, was richtig und was falsch ist und wie ein Mann nach einem Ehrenkodex leben sollte, der über den Schutt des Lebens hinweggeht.

Ehre deinen Vater

«Das ist einer der Gründe, warum sich die Leute zu Western hingezogen fühlen. Vielleicht wollen wir die Zeit miterleben, in der wir unsere eigenen Probleme schlichten wollen, anstatt

wie bei einer Beleidigung einen Anwalt zu rufen. Irgendetwas in uns würde gerne die Genugtuung haben, unsere eigenen Probleme zu lösen und Gerechtigkeit auf direktere Weise zu suchen», sagte Costner 2022 in London lächelnd. Und: «Ich mag Western, weil sie aufzeigen, wie schwierig es für Amerikaner war, in unbekanntes Terrain vorzudringen und sich ein neues Leben aufzubauen. Aber ich bin nicht an Western interessiert, in denen es nur darum geht, viele Menschen zu töten – ich spreche von Filmen, die zeigen, wie ein Mann seine Familie vor Typen verteidigt, die auf sein Grundstück kommen und alle töten und alles stehlen wollen, was sie haben.»

Trotz seinem bescheidenen Leben zu Hause genoss Costner eine «sehr glückliche» Kindheit und bewunderte die manchmal unsinnige Einstellung seines Vaters, die ihm ein Gefühl der Zielstrebigkeit vermittelte. «Ich fühle mich gesegnet, glücklich, wie auch immer man es nennen will ... ich hatte ein perfektes Leben. Ich wusste nicht, dass wir nicht viel Geld hatten, aber mein Hinterhof war mein Reich. Er war perfekt für mich. Ich hatte einen Hund und Orte, an denen ich graben und Wracks bauen konnte, ich hätte mein Leben gegen kein anderes eintauschen wollen.

Als ich mit meinen Filmen anfang, Geld zu verdienen, kaufte ich meinem Vater als Erstes einen Lastwagen. Mein Vater hat sich immer um mich gekümmert, und ich habe immer das gleiche Gefühl der Fürsorge und Verantwortung für das Glück und Wohlergehen meiner eigenen Familie gehabt», erzählte Costner während unseres Gesprächs vor zehn Jahren in Rom.



fotolia.com © Sabine Klein



fotolia.com © Rico Büttner



pixabay.com © Sharon Ang



VIP-Spezialreise: «Dresden und die Semperoper» Klangzauber in Elbflorenz

Dresden, als «Elbflorenz» bekannt, lockt mit prächtigem Barock und reichen Kunstschatzen. Auf unserer 4-tägigen Musikreise entdecken wir die faszinierende Stadtgeschichte, erleben Mozarts «Die Zauberflöte» in der weltberühmten Semperoper und erkunden die Architekturperlen sowie das «weisse Gold» von Meissen.

Dresden, die Hauptstadt Sachsens, ist ein lebendiges Geschichtsbuch. Fürsten, Könige und Kaiser haben die Stadt geprägt, die wie kaum eine andere für den Wiederaufbau nach dem Krieg steht. Während dieser viertägigen Musikreise lassen wir uns von den kulturellen Glanzpunkten in ihren Bann ziehen.

Nachdem wir unser exklusives 4-Sterne-Superior-Hotel im Herzen der Altstadt bezogen haben, starten wir mit einem Rundgang durch den historischen Kern. Erstes Ziel ist die wunderschöne Innere Altstadt, die trotz Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg wieder in vollem Glanz erstrahlt. Von der Brühlschen Terrasse über die Frauenkirche, den Zwinger bis hin zum Residenzschloss – kein anderer Stadtteil beherbergt so viele historische Bauwerke. Den Tag lassen wir beim Abendessen in einem traditionellen Restaurant ausklingen.

Den zweiten Tag beginnen wir mit einem Besuch der Frauenkirche, eines Symbols für den eindrucksvollen Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg. Anschliessend begeben wir uns ins Neue Grüne Gewölbe im Residenz-

schloss, wo eine Sammlung kostbarer Exponate einen faszinierenden Einblick in die Kunstschatze der sächsischen Könige gewährt.

Als Höhepunkt erwartet uns am Abend die Aufführung von Mozarts «Die Zauberflöte» in der Semperoper. Wir geniessen das unsterbliche Meisterwerk unter der musikalischen Leitung von Gaetano d'Espinosa in der einzigartigen Atmosphäre dieses historischen Opernhauses.

Zusätzlich besteht die Möglichkeit für einen Ausflug nach Meissen, wo wir die liebevoll restaurierte historische Altstadt und die aufwendige Entstehung des berühmten Meissener Porzellans bewundern können.



fotolia.com © Kristina Rütten

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Dresden und die Semperoper»

Reisetermin:
8. bis 11. Juni 2024

Leistungen:

- Swiss-Direktflüge Zürich–Berlin und Dresden–Zürich inkl. Transfers
- 3 Übernachtungen mit Frühstücksbuffet im 4-Sterne-Superior-Hotel «Hyperion Dresden am Schloss»
- 1 Abendessen im Restaurant in der Altstadt (1. Tag)
- Ausflug «Innere Altstadt»
- Ausflug «Frauenkirche und das Neue Grüne Gewölbe im Residenzschloss»
- Mozarts «Die Zauberflöte» in der Semperoper (Platzgruppe 1)
- Qualifizierte Reiseleitung

Preis (pro Person im Doppelzimmer):

Mit Weltwoche-Abo:	Fr. 1580.–
Für Nichtabonnenten:	Fr. 1880.–
Einzelzimmerzuschlag:	Fr. 230.–
Ermässigung Eigenan-/abreise:	Fr. 250.–

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Porzellan und die Altstadt von Meissen», inkl. Besuch der Schauwerkstatt und Mittagssimbiss: Fr. 120.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

LITERATUR UND KUNST

Wie ein junger Berner
in Hollywood zum
Top-Spezialisten für
Spezialeffekte wurde.

Tom Kummer,
Seite 66

Herausgegeben von Daniel Weber



Nur der Anblick des Himmels vermochte sein Wesen zu erhellen.

William Turner, Death on a pale horse, ca. 1825 – Er ist der vierte Reiter der Apokalypse, jener auf dem fahlen Pferd, er ist der letzte, jener, der Platz machen soll, für eine neue Welt. Die Reiter vor ihm brachten Eroberungen, Kriege und Hungersnöte. Er, der vierte, bringt die Seuchen, das finale Sterben und den Tod. Johannes berichtet von den letzten Tagen der Welt und des Menschen in seiner Offenbarung.

Unversehrt war die Welt nie, immer war sie die meiste Zeit über ein gewalttätiges Paradies. So verletzt und verletzlich wie dieser Tage war sie auch noch nie. Wer dorthin schaut, wo sie glüht und schwelt und brennt, denkt, dass sie

angekommen sind, die vier Reiter, heruntergaloppiert vom Himmel, in den Händen die Plagen wie Saatgut, das sie nicht überall auswerfen auf ihrem armageddonischen Ritt, oder noch nicht. Aber ihre Pferde werden nicht müde und ihr Saatgut nicht weniger.

Wer in jenen Landschaften, in denen die Reiter alle zusammen unterwegs sind, dorthin schaut, wo die Reiter einst ausharrten, in den Himmel also, sieht keine Pferde mehr. Er sieht nichts Mythologisches mehr, er sieht Drohnen, Kampfflugzeuge und das Feuerwerk des Krieges im Nachthimmel, bei dem die Raketen der einen auf die der andern treffen und sich gegenseitig

auslöschen. Es zu spät geworden für den Menschen, um die Götter zu beschwichtigen, damit sie ihre Reiter des Untergangs zurückhalten, zu spät auch, um sich selbst hier mit jenen dort in Einklang zu bringen.

William Turner (1775–1851) war der Meister des Malens von Licht und dessen Schatten. Der Welt begegnete er mürrisch und verschlossen, da war kein Interesse am Erhalt des Menschengeschlechts. Nur der Anblick des Himmels vermochte, hin und wieder, sein Wesen zu erhellen. Dorthin ritt er, tauchte in ihn ein und ritt auf Wolken des Gedeihens und Verderbens.

Michael Bahnerth

Das Leben wird ein Epigramm

Seit zwanzig Jahren stehe ich im Bann der kürzesten Gedichtgattung der Welt, des Haiku. Es ist eine Kunstform wie ein Windhauch, ein Stoss, ein Zug, ein Wesen.

Robert Hunger-Bühler

Haiku: Gedichte aus fünf Jahrhunderten.
Japanisch/Deutsch. Herausgegeben von Masami Ono-Feller. Übersetzt von Eduard Klopfenstein.
Reclam. 422 S., Fr. 45.90

*Eine Fliege geklatscht
Nun müssen alle dran glauben!
So ist das Menschenherz
(Natsume Seibi, 1749–1816)*

Jüngst sah ich in einer Waldlichtung auf der Buchenegg ein Kind. Es zeigte mit dem Fingerchen auf einen Baum und rief seiner Mutter beglückt zu: «Da!», dann zeigte es auf einen vom Baum auffliegenden Vogel und rief wieder, nur noch lauter: «Da!» Dann reckte es das Fingerchen zum Himmel, in dem sich die Spur des Vogels langsam verlor, und rief ein drittes «Da!», etwas weniger laut und fast ein bisschen wehmütig. Still wurde ich Zeuge dieser Begebenheit. Das Kind hatte noch keinen Begriff für den Baum, den Vogel, den Himmel. Es war äusserlich gesehen ein mattes Ereignis, keine Sensation. Aber voller Anmut entwarf dieses Kind mit drei Silben und drei Gesten ein ganzes Weltgemälde.

*Selbst das Wildschwein ruht
Umrant von Buschkleeb Blüten
Eine Nacht lang
(Takao, 1641–1659)*

Jegliches muss Bedeutung haben, sinnfällig und brauchbar sein für unser Leben. Das Unübersehbare, Herausragende und Protzige zählt in der Welt, in der wir leben. Sie ist vollgepumpt mit hysterischen Rufen nach einer erlösenden Botschaft für das Heil im Hier und Jetzt. Milliarden von Selfies, Tweets und Emojis schwirren in Sekundenschnelle um den Erdball. Jedes hechelt nach Gesehen- und Gehörtwerden. «Schau, ich bin da – wir leben, die Pizza, der Hund und ich. Ich bin gerade glücklich, traurig, lache, weine, habe einen Hut auf, bin am Strand, esse ein Vanilleeis, habe eine blutige Zehe.» Wir sind alle ständig global vernetzt und schaukeln im lauen Ozean unserer Befindlichkeiten.



Wenige Silben im Schwebezustand.

Ich und ich auf der Jagd nach dem maximalen Ich für Glück und Geld um jeden Preis. Wir sind Bedeutungs-Junkies in dieser überlauten Welt, die uns bis in den Schlaf hinein quält, und ich wünsche mir zuweilen, diese Sprache möge austrocknen, und die Spiegel, in die wir hineinschauen, wären leer. Und dann würden wir unser Konterfei suchen in der Unschärfe, hinter den verwischten Konturen unserer Kindheit. Der Druck ist zu gross, wir brauchen Spannungsumlagerungen, dann können wir loslassen, nachgeben, uns fallenlassen ins Unproduktive, ins Schlendern, Flanieren, und wir schweifen über eine Nagelfluh-Böschung, über die der Wind schon milliardenfach gestrichen ist, hören das Verklingen geliebter Schritte, schmecken den Sand ihrer Stimme und sehen den Blick des hinter den Vorhang verschwindenden Kindes und riechen den rollenden Lederball im nassen Hinterhof.

*Mit den Lippen
Wendet er die Seiten des Buchs –
Vergraben im Winterquartier
(Takebe Ryōtai, 1719–1774)*

Das minimale Ich

Viele Male durfte ich als Schauspieler in meinen Rollen auf den Bühnen erscheinen und wieder verschwinden. Leichte, mühsame, zaghafte, beglückende, stolpernde Schritte habe ich getan auf dem immer neu zu erfindenden Theaterplaneten und dabei ein ordentliches Wortpaket an Nonsens- bis Weltliteratur geraunt, gestammelt, gekrächzt und geschrien, hinauf und hinunter, hinein in die Schwärze der unheimlichen Zuschauerräume. Selten war ich anwesender als auf den Theaterbühnen. Dort konnte das «Seelenrevier» fallen, das innerste Wesen konnte preisgegeben werden.

Aber wie hat es eigentlich angefangen? Heinrich Stirnemann, mein Deutschlehrer, forderte mich auf, für den Elternbesuch ein Gedicht vorzubereiten. Ich wählte den «Taugenichts» von Gottfried Keller. Der Vortrag war ein Erfolg, und es gab nur deshalb keine Bestnote, weil ich in der Ankündigung Gottfried «Göpf» nannte

und dafür billiges Gelächter erntete. Da aber das Gedicht eher sehr traurig ist, dachte ich, Kellers Vornamen ein bisschen salopper, sportlicher aussprechen zu dürfen. Am Ende meines ersten freien Vortrags vor Publikum sagte Heinrich Stirnemann: «Röbeli, für daas git's en Bruefl!»

Ich rannte nach Hause, beglückt, dass ich von meinem Deutschlehrer zum Schauspieler geschlagen worden war. Vaters körnige Stimme und Mutters lupenreines Deutsch beflügelten mich dazu. Vater riet mir, vorher etwas Anständiges zu lernen, Mutter gab mir das Wort als Lebensgeschenk und legte mir Bücher auf die Bettdecke. Ich las Märchen und Gedichte aller Art, schmeckte ihre Melodien ab und liess ihren Rhythmus über mein Gaumensegel gleiten und las laut vor mich hin.

Später, ich konnte längst einigermaßen mit beiden Beinen im Leben stehen, entdeckte ich die kürzeste Gedichtform der Weltliteratur, das Haiku.

*Der alte Teich!
Ein Frosch springt rein
Das Wasser gluckst
(Matsuo Bashō, 1644–1694)*

Dieses wohl berühmteste Haiku stammt vom ungekrönten Grossmeister der Haiku-Kunst, Matsuo Tōsei Bashō. Sein kongenialer Übersetzer Eduard Klopfenstein lebt in Langnau am Albis. Es ist ein Haiku in Vollendung. Zeitlos schwebt der alte Teich in jeder Gegenwart. Zwischen dem Absprung und dem Eintauchen des Frosches in den Teich scheint eine Ewigkeit zu vergehen. Dann der Sprung in tosender Stille, auch das Eintauchen des Frosches bleibt ein lautloses Spektakel, erst dann erschrecken wir über das Geräusch des Wassers als überlautes Staccato und sehen lächelnd die Wölbung des Wassers. Der Protagonist aber ist längst verschwunden.

Das Haiku ist ein Gedicht mit siebzehn Silben. Es besteht aus drei Zeilen mit 5-7-5 Silben und hat sich aus dem Haikai no Hokku entwickelt. Das Hokku diente als das Anfangsglied eines Kettengedichts, Renga oder Renku. Zwei oder mehr Personen kreieren dabei abwechselnd je ein langes Glied mit 5-7-5 Silben und ein kurzes Glied mit 7-7 Silben. Das Hokku bedeutete auch das Anfangsglied eines Tanka, bestehend aus 5-7-5-7-7 Silben. Diese reimlose Lyrikform ist mindestens 1300 Jahre alt.

Der Dichter Masaoka Shiki prägte schliesslich um 1900 das Haiku als selbständigen Begriff. Heute schreiben allein in Japan rund zwei Millionen Menschen regelmässige Haikus.

*Ich gehe gehe –
Sollte ich fallen und liegen bleiben
Dann auf dem Buschkleefeld
(Kawai Sora, 1649–1710)*

Erschütterungen

Diese kürzeste Gedichtform der Welt begann mich um 2003 zu bannen. Ich spielte den Danton in «Dantons Tod» von Georg Büchner am Schauspielhaus Zürich, unter der Regie von Christoph Marthaler, in einem fantastischen Bühnenbild von Anna Viebrock. Ein Stück über das Sterben. Ein Abschied. «Fin de Partie» flackerte als schäbige Neonschrift schräg auf der Bühne. Danton und seine Freunde stehen kurz vor der Hinrichtung durch die Guillotine. Die Revolution ist gescheitert. Ein langsamer Theatertod. Ein Abschied. Ein melancholisches Requiem. Am Schluss eine leere Bühne. Ein ortloser Platz wie ein weisses Blatt Papier. Marthaler vertraute Büchners genial poetischem Text total. Ein einziges Langgedicht, Sprachmusik. Es wurde zu einer der leckersten Wort-Speisen meines Bühnendaseins.

Danton philosophiert im 2. Akt: «Das Leben wird ein Epigramm, das geht an; wer hat auch Atem und Geist genug für ein Epos in fünfzig oder sechzig Gesängen? 's ist Zeit, dass man das bisschen Essenz nicht mehr aus Zubern, sondern aus Likörgläschen trinkt ...» Wir brauchen nicht vor der Guillotine zu stehen, um zu spüren, dass wir unsere Lebensessenz längst nicht mehr aus Zubern trinken. Diese Sätze führen mir in Herz und Seele.

On Kawara, der japanische Konzeptkünstler, kam mir in den Sinn, der in den 1970er Jahren eines der radikalsten Kunstwerke schuf. Der sich ständig auf Reisen befindende und sich nie zeigende Kawara verschickte regelmässig Telegramme an Freunde und Bekannte mit der Botschaft: «I am still alive. On Kawara.» Erschüttert stand ich damals vor dieser rigorosesten Manifestation unseres fragilen, zeitlich begrenzten Lebens. Stand vor dieser still schreienden Existenz weniger Buchstaben auf der flüchtigen Heimat des Telegramms.

*Auf kahlem Ast
Hockt eine Krähe – abends
Spät im Herbst
(Matsuo Bashō, 1644–1694)*

Spiel

Auch in diesem Haiku greifen die Worte zwanglos und leicht ineinander, als wären es Pinselstriche, welche unmittelbar und ohne zu zögern in herbstlichen Farben aufgetragen wurden. Es ist schlicht atemberaubend, wie einem beim Lesen und Wiederlesen die spätherbstliche Kälte unter die Haut kriecht. Mit bodenloser Klarheit erwächst vor unseren Sinnen dieses Ereignis jenseits von Bedeutungszauber. Das Haiku macht Lust, selbst einige zu produzieren, aber bald merken wir, dass unsere Gewohnheit, alles mit Sinn zu tränken, uns vorerst verunmöglicht, belanglos, klar und unscheinbar zu sein.

Es ist die Bedürfnislosigkeit, die die Meisterschaft dieser wenigen Silben ausmacht. Die Sprache ist beinahe angehalten, nicht auf Sendung bedacht, als existiere sie bloss im Schlafmodus, im Schwebezustand. Sprache ohne Sinn, ohne Meinung. Es darf sich nichts entwickeln. Es bleibt «matt», wie Roland Barthes sagt. Einem Schüler Bashōs wird geraten, den Sinn einer Aufgabe so lange zu zerkauen, «bis der Zahn ausfällt».

Ein Haiku wird zweimal gesprochen, kann wie ein Echo zurückklingen, um wieder in der Stille zu verebben. So läuft das Haiku weniger Gefahr, zu einer billigen Pointe zu verkommen oder sich eine Tiefe zu ermgeln. Sollte ein Haiku wie eine winzige, matt-

Das Haiku soll, wie es Roland Barthes ausdrückt, «unfassbar» sein, als Sprache das Ereignis selbst.

leuchtende Schneeflocke einen Moment lang heraufscheinen, hat es seine Wirkung getan. Eine ephemere Epiphanie, ein Windhauch, ein Stoss, ein Zug, ein Wesen.

Wir sind es gewohnt, unsere Eindrücke zu beschreiben. Das Haiku dagegen soll, wie es Roland Barthes ausdrückt, «unfassbar» sein, als Sprache das Ereignis selbst. Eine Vignette ohne Subjekt, scheinbar haltlos, schwebend auf einem weissen Blatt. Roland Barthes sagt weiter in seinem genialen Werk «Das Reich der Zeichen», das Haiku erinnere uns an etwas, was noch nie geschehen ist; in ihm erleben wir das Wiedererkennen einer Wiederholung ohne Ursprung. Ein kurzes Ereignis, das in einem Zuge seine richtige Form findet.

Als ich wieder einmal vor dem Fernseher sass und wieder einmal ein Fussballer ins Abseits lief, die Arme ungläubig in die Luft warf und sein Gesicht vor Wut und Scham bedeckte und danach die quälenden Bilder des Wartens auf den Videobeweis und den erlösenden Pfiff des Schiedsrichters folgten, stellte ich mir vor, der Stürmer würde in dieser lähmenden Stille, in der selbst der Reporter schwieg, ein Haiku in ein kleines Büchlein schreiben.

*Herbstwind –
... war ja früher auch mal
Ein hübscher Junge
(Kobayashi Issa, 1763–1827)*

PS

Ob Friedrich Hölderlin, als er sein berühmtes Gedicht «Hälfte des Lebens» schuf, daran dachte, dass die letzten drei Zeilen ein geniales Haiku bilden?

*Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen*

Jargon

Das Wort zur Wende

Aus dem unteren oberen Bereich des mittleren Managements, wo man sich als «Player» versteht und die eigene Bedeutung durch Anglizismen unterstreicht, von dort stammt: «Game-Changer». Im Duden als maskulin erklärt, werden durch Game-Changer (Person, Sache oder Ereignis) «geltende Regeln und Mechanismen grundlegend verändert». Hoffnungsfroh und stets «thinking positive» geht man in der Wirtschaftswelt gerne davon aus, dass ein neues Produkt den bisherigen Lauf der übrigen Welt und der sonstigen Dinge verändern wird. Wer «Game-Changer» sagt, vergisst zumeist, dass er diesen Lauf der Welt und jenen der Dinge somit als «Game», als ein Spiel, versteht. Der Game-Changer, der Spielveränderer.

Nach dem Managementgeschwätz der Wirtschaft hat der Begriff auch andere, zumeist dumme Hirne und Zungen ergriffen, die von Journalisten und Politikern. In jüngster Zeit sahen sie zunächst Leopard-Panzer als Game-Changer, derzeit werden Taurus-Marschflugkörper als diese gehandelt, auch Eurofighter könnten den Ukraine-Krieg verändern, der demnach (un)bewusst ebenfalls als «Spiel» verstanden wird. Die Verharmlosung und Respektlosigkeit angesichts einer vorhandenen Situation, die mit dem Gebrauch des Begriffs «Game-Changer» einhergeht, passt zur Infantilisierung der Welt. Wer sich gebildet gibt, spricht statt vom Game-Changer ganz chic vom «Paradigmenwechsel».

Gewiss: Sprache lebt, und was lebt, verändert sich. Jene «Sternstunden der Menschheit», die Stefan Zweig beschrieb, wird niemand als Game-Changer bezeichnen, sie fielen der Menschheit eher in den Schoss. Und auch Anti-Sternstunden der Menschheit wie die Atombombe auf Hiroshima, der 11. September, Corona oder Putins Angriff auf die Ukraine sind Game-Changer – sie werden aber nicht so genannt. Grundsätzlich und vollkommen fälschlicherweise (!) wird nämlich immer davon ausgegangen, dass ein Game-Changer Positives bewirkt. Ein Spielverderber darf, kann er nicht sein. Der Messias wäre der ultimative Game-Changer. Aber wer erwartet den noch?

Pascal Morché

Alle Sinne auf Empfang

Daniel Weber

Dana Grigorcea: Das Gewicht eines Vogels beim Fliegen. Penguin. 224 S., Fr. 36.90

Es muss die absurd-amüsante Episode aus dem Leben Constantin Brancusis gewesen sein, die Dana Grigorcea zu ihrem Roman inspirierte: 1926 reiste der rumänisch-französische Bildhauer für eine Ausstellung seiner Werke von Paris nach New York. Im Gepäck hatte er die Skulptur «Der Vogel im Raum». Der amerikanische Zoll schätzte sie jedoch als ein blosses Stück Metall ein, das verzollt werden müsse. Brancusi beharrte darauf, sie sei ein Kunstwerk und darum zollfrei. Schliesslich wurde die Frage, ob Brancusis Skulptur Kunst sei oder nicht, in einem Gerichtsprozess verhandelt. Brancusi bekam recht.

Was ist Kunst? Die Frage durchzieht als Leitmotiv den vierten Roman der rumänisch-schweizerischen Autorin Dana Grigorcea. Bei ihr heisst der Bildhauer Constantin Avis (lateinisch für Vogel), ein aufstrebender Künstler aus Paris, der sich in New York den internationalen Durchbruch erhofft. Aber nach seiner Ankunft erfährt er, dass sein Galerist, der die grosse Einzelausstellung plante, verstorben ist.

Nur eine Affäre

Erzählt werden Avis' Erlebnisse von der Protagonistin des zweiten Handlungsstrangs des Buchs: Die Schriftstellerin Dora hat sich mit ihrem achtjährigen Sohn und einem Kindermädchen in der Nebensaison in ein Hotel an der ligurischen Küste zurückgezogen. Ausgestattet mit einem grosszügigen Stipendium, will sie endlich ihren Roman über Constantin Avis schreiben. Die Arbeit geht Dora flott von der Hand. «Wörter flogen ihr zu, Sätze, Rhythmen. Sie schrieb sich in einen Rausch.»

Avis wird Doras Muse. Mühelos taucht sie mit ihm ein ins New York der röhrenden und flirrenden zwanziger Jahre, wo leidenschaftlich getanzt wird, in Klubs und im Central Park, sogar das Hupen der Autos tönt wie Jazz. Sie schickt Avis an Empfänge und mondäne Partys, lässt ihn ziellos im reissenden Strom der

Mühelos taucht sie ein ins New York der röhrenden und flirrenden zwanziger Jahre.

Passanten durch die Grossstadt treiben. Dora verwickelt Avis auch in eine bittersüsse Liebesgeschichte mit einer Fotografin, die ihm und sich selbst keine Illusionen macht. «Das ist nur eine Affäre. Ich bin eine moderne Frau.»



Beschwingte Prosa: Autorin Grigorcea.

Dabei geht Dora ihre eigene Liebesgeschichte mit Regis durch den Kopf, einem biederem Mann mit unansehnlichem Mund. Sie sehnt sich danach, dass er sie in Ligurien besucht – und dann wieder doch nicht, weil er sie beim Schreiben stören würde. Aber dann kommt er, und sie weiss nicht, ob sie sich wünschen soll, dass er danach für immer weggeht – oder nie mehr.

Dana Grigorcea stattet ihre Protagonistin mit den Qualitäten aus, die sie selber als Erzählerin auszeichnen: Dora hat stets alle Sinne auf Empfang gestellt. Sie sieht in Ligurien gelbe Vorhänge «wie im frischen Fahrtwind» aus einem Fenster flattern. Sie hört in New Yorks Strassenschluchten die «mahelnden Geräusche der Moderne, Rattern und Brummen und ein schleifendes Quietschen». Sie atmet auf dem Hotelbalkon



Gewalt und Wortgewalt

Cora Stephan

Joyce Carol Oates: Babysitter.
Aus dem amerikanischen Englisch
von Silvia Morawetz. Ecco Verlag.
624 S., Fr. 33.90

Sie haben alles. Aber es ist nicht genug. Menschen wie Hannah. Sie ist schön, hat zwei wunderbare Kinder und eine anstellige Haushälterin, der Mann verdient gut, das Haus liegt in einem noblen Vorort von Detroit, sie trägt teure Markenkleidung, und sie schreitet auf ihren Stiletto dahier, als ob sie bequeme Slipper wären.

Ich mag Hannah nicht. Joyce Carol Oates mag sie auch nicht. Verachtet sie womöglich gar. «Eine schöne Frau in schöner Kleidung ist es so gewohnt, gesehen zu werden, dass es ihre eigene Sehfähigkeit behindert.» Das wird im Laufe des Romans offenbar. Hannah stolpert blind in ihr Unheil.

Warten auf Erlösung

Nun, wir sind im Jahr 1977, Elvis ist tot, die Raumfähre «Explorer» übersteht ihren ersten Flug, und die Hausfrauen der gehobenen Schichten nehmen Medikamente gegen Angst, Depression, Schlafstörungen oder einen Cocktail aus allem und gehen zu einem Therapeuten.

In einer anderen, entfernten Welt geht der Punk ab, stänkert man gegen die Spiesser, ist die Rede von der sexuellen Freiheit, die jeder stinkbürgerlichen Ehe vorzuziehen sei. Gut möglich, dass auch Hannah derlei hat läuten hören. Und so geht sie mit unklaren Erwartungen ins «Renaissance Grand Hotel» von Detroit, in ein Schicksal, schreibt Oates, dessen Mechanismus vor Jahrtausenden in Gang gesetzt worden ist, dem sie sich fügen muss. «Weil er sie berührt hat. Nur am Handgelenk.»

Was im 61. Stock in Zimmer 6183 beginnt, kommt ihr ungeheuer gross vor. Ein Ehebruch nach elf Jahren, der sie endlich erhebt aus dem Morast der Normalität mit züchtigem ehelichem Verkehr und in dem die Kinder sie zur «Mommy» gemacht haben. «Ohne den Geliebten gibt es keine wahre Ehe», denkt Hannah.

Kein Wunder also, dass ihre Ehe unbefriedigend war. Das kann man ändern! Und so lässt sie sich von dem namenlosen Fremden antun, was man «hart rannehmen» nennen könnte. Der Roman erspart der Leserin (und der zu lobenden Übersetzerin) wenig. Was gross begann, endet wie der Weltuntergang mit einem Wimmern.

Joyce Carol Oates bohrt tief im Inneren ihrer Protagonistin, orchestriert jeden Schrei und jedes Seufzen, lässt Hannah wahnhaft an Liebe glauben und lässt sie schliesslich halbtot aus Zimmer 6183 wegschaffen, von einem Jungen namens Mikey, der sie nach Hause bringt. Von ihrem Zustand schliesst der ahnungslose Ehemann auf eine Vergewaltigung, obwohl sie das abstreitet. Nun, «einer von uns» kommt als Täter nicht in Frage. Also muss es der schwarze Parkwächter gewesen sein, den die Polizei pflichtschuldig aufsucht und erschießt. Der gehörnte Ehemann aber geht auf Distanz zur beschädigten Ware, die seine Ehefrau ist.

Es geschehen unguete Dinge in und um Detroit im Jahre 1977. Arrogante Weisse verachten Schwarze. Gut, dass die Haushälterin hell genug ist. Kinder, die von ihren Eltern verlassen wurden, finden in der Mission von Father McKenzie ein Zuhause. Der veranstaltet Spezialpartys, auf denen es Drogen und Liebhaber kleiner Jungen gibt. Doch der eine oder andere verschwindet – «erst kichert man, dann muss man schlucken».

Einer von denen, die schöne Knaben lieben, fotografiert sie, bevor er sie tötet. Dann wäscht er sie und legt sie nackt neben ihren gewaschenen und gebügelten Kleider an einen Ort, an dem

*Was gross begann, endet
wie der Weltuntergang
mit einem Wimmern.*

man sie findet. Er ist auch Hannah über den Weg gelaufen – und wie in einem Krimi fügt Oates am Ende alles zusammen.

Vielleicht deshalb lässt man sich auf dieses Buch ein, man wartet auf Auflösung und Erlösung vom wortmächtig beschriebenen Grauen. Die USA im Jahr 1977 haben nicht nur Frauen wie Hannah zu bieten, nicht nur namenlose Monster wie ihren Liebhaber oder Polizisten, die einen schwarzen Mann auf blossen Verdacht hin erschossen. Es gibt auch Pädophile und Kindermörder, Drogendealer und andere unappetitliche Gestalten.

Nicht einer der Figuren mag man trauen. Vielleicht Mikey, dem Jungen, der zu alt war, um auf den Pädophilenpartys noch begehrt zu werden und der eines der Kinder aus der Gewalt des Babysitters befreit hat. Er besucht Hannah und fordert ein Trinkgeld für seine Dienste bei der Fahrt nach Hause. Geld, was sonst, alle wollen Geld. Aber Mikey möchte ein, zwei Glas Wein und etwas zu essen. Und ihre Gesellschaft. Und dann – mehr.

Joyce Carol Oates lässt keine Abscheulichkeit aus, Gewalt und Wortgewalt, und das ist über 600 Seiten oft schwer auszuhalten. Oates gönnt ihrer Protagonistin noch nicht einmal Rache. Umso lächerlicher die grossen Wünsche von Hannah. Es gibt keine Rettung. Es bleibt beim Leben im falschen.

die «abgestandene Luft, die nach verwesteten Algen, nach Jasmin und Benzin roch».

Nicht allzu tieferschürfend sind die Reflexionen über das Wesen und den Sinn der Kunst, die Dora und Avis umtreiben. Während sie darin «ein Wiederfinden des Eigentlichen» sieht, bekennt er raunend, dass er mit seinen Steinen leben müsse, bis er sie atmen höre. Erst dann verstehe er, wer darin von ihm zur Skulptur befreit werden wolle. Das Buch ist dort am stärksten, wo sich Dana Grigorcea auf die sinnliche Kraft ihrer Sprache verlässt. Wie in der Schilderung eines Kinobesuchs in New York, wenn die Handlung des Stummfilms, die Musik des Orchesters, die weinenden und jubelnden Zuschauer zu einem hinreissenden Ganzen verschmelzen – beschwingte Prosa, die förmlich ins Tanzen gerät.

Einblick in den Terrorstaat der Hamas

Pierre Heumann

Joseph Croitoru: Die Hamas. Herrschaft über Gaza – Krieg gegen Israel. C. H. Beck TB. 223 S., Fr. 22.90

Das neue Buch von Joseph Croitoru, einem der prominentesten Kenner der arabischen Welt im deutschsprachigen Raum, ist von einer wohlthuenden Sachlichkeit geprägt. Croitoru schafft es, trotz der Gräueltaten der Radikalislamisten am 7. Oktober 2023 einen emotionslosen Einblick in die Entwicklung der Terrororganisation zu geben, die ihr geografisches Zentrum im Gazastreifen und ihre religiöse Heimat im Islam hat.

Der Palästina-Experte geht ausführlich auf die Geschehnisse am 7. Oktober ein und beschreibt, wie der brutale Grossangriff, das Gemetzel und die Zerstörungen im Süden Israels von den Terroristen und ihrer Gefolgschaft in Gaza als Triumph gefeiert wurden. Von einem «erhabenen Sieg» war die Rede. Croitoru widerlegt die Behauptung der Hamas, die «Freiheitskämpfer» würden nur Soldaten angreifen. In offiziellen Videos wurden zwar ausschliesslich Überfälle auf israelische Militärbasen, vereinzelt auch die Tötung israelischer Soldaten gezeigt. Doch Croitoru entlarvt diese Selbstdarstellung als PR-Märchen.

Die Terroristen filmten sich mit Kopfkameras beim Erschiessen von Zivilisten. Gefangenge-

nommene Terroristen gaben in Verhören mit israelischen Geheimdienstlern zu Protokoll, den ausdrücklichen Befehl erhalten zu haben, auch Zivilisten zu töten. Für jede entführte Person setzte die Hamas eine Belohnung aus: 10 000 Dollar und eine Wohnung. Inzwischen gibt es mehrere Zeugenaussagen von Frauen, die von Hamas-Terroristen am 7. Oktober und während der Geiselhaft in Gaza vergewaltigt wurden.

Der Historiker rekonstruiert, wie die Hamas den Friedensprozess von Anfang an verunmöglichen wollte, indem sie zum Terror griff. Versuche der PLO, die Islamisten bei den Osloer Friedensverhandlungen mit ins Boot zu holen, scheiterten. Um die Gespräche zu torpedieren,

Palästina als islamisch geheiligt zu betrachten, wurde zum religiösen Credo der Hamas erhoben.

verübten die Kassam-Brigaden der Hamas Anschläge und Selbstmordattentate in Israels Städten. Die Islamisten priesen das als durchschlagenden Erfolg. Ihr Terror führte aber zu einer Radikalisierung der israelischen Gesellschaft und verhalf letztlich Benjamin Netanjahu zum Wahlsieg.

Von Anfang an wollte die Hamas das «zionistische Wesen» Israel nicht anerkennen. Sie bestand darauf, Palästina durch den bewaffneten Widerstand zu befreien. Früh schon wurde ein theologisch definiertes Feindbild kreiert und in der Hamas-Charta verankert. Dabei aktualisierte die Hamas ein Koranzitat: Israel werde bestehen und so lange bestehen bleiben, bis der

Islam es annulliere. Palästina als «Waqf-Land», also als islamisch geheiligt, zu betrachten, wurde zum religiösen Credo der Hamas erhoben. Der Dschihad, die Verteidigung islamischen Bodens gegen nichtislamische Invasoren, verbunden mit dem Ziel, über Palästina das islamische Banner zu hissen, ist für die Hamas «die höchste Form des Patriotismus» geblieben.

Croitoru zeigt detailreich die von der Hamas vorangetriebene Mutation des Gazastreifens zum Terror- und Dschihadistenstaat. Wichtigen Fakten räumt er indessen zu wenig Raum ein. Dazu gehört der zynische Einsatz der eigenen Bevölkerung als Schutzschild. Anhand der zivilen Opfer soll der Welt bewiesen werden, wie grausam Israel sei.

Gerne hätte man mehr über die zentrale Rolle Katars als Förderin der Hamas erfahren. Weshalb liess der Emir – mit ausdrücklicher Billigung von Premier Benjamin Netanjahu – Monat für Monat mehrere Millionen Dollar nach Gaza überweisen? Heute weiss man, dass das Geld für die Kriegsvorbereitung verwendet wurde.

Offen bleibt auch die Frage, weshalb Katar wichtigen Hamas-Politikern Gastrecht gewährt. Wenig erfährt man zudem über die Verbindungen zwischen der Hamas und der Islamischen Republik, obwohl diese bei der Aufrüstung des Gazastreifens eine zentrale Rolle spielte. Aussen vor bleibt auch, dass die Hamas ein Finanzimperium errichtet hat, das eine wichtige Grundlage für den Aufbau der Hamas-Armee bildete. Da das Geld weitgehend im Ausland angelegt ist, wird die Hamas nach dem Krieg nicht auf dem Trockenen sitzen – während die Bevölkerung im Elend versinkt.



Von Katar unterstützt: Militärparade der Hamas im Gazastreifen, Juli 2023.

Verführbar für das Totalitäre

Sylvie-Sophie Schindler

Boris Cyrulnik: Die mit den Wölfen heulen. Droemer Knauer. 240 S., Fr. 36.90

Über das Erfolgsmantra lässt sich auch so nachdenken: Erfolg demütigt die, die keinen haben. Zudem muss der, der den Erfolg will, andere sozusagen erlegen, also ist Erfolg unmoralisch. In der modernen westlichen Welt wird diese Position vor allem von Kapitalismuskritikern eingenommen. Dass sie hierzulande unpopulär ist, bedeutet nicht, dass sie weniger wahr ist als die geläufige Sicht, Erfolg sei bewundernswert, weil er von Fleiß, Streben und Disziplin zeugt.

Versteckt unter einer sterbenden Frau

Doch warum eigentlich sind wir von der einen Sicht mehr überzeugt als von der anderen? Boris Cyrulnik antwortet darauf mit seinem Sachbuch, mit dem er in Frankreich einen Nummer-eins-Bestseller gelandet hat. In «Die mit den Wölfen heulen» führt der international anerkannte Neuropsychiater unter anderem aus, warum sich der Mensch zu einer Gruppe zugehörig fühlen will und dadurch auch deren Überzeugungen und Meinungen unhinterfragt übernimmt.

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu prägte für solche gruppeninternen Wirklichkeitsannahmen den Begriff «Doxa»; Cyrulnik spricht ausserdem von «Clandanken». Vermittelt würden dadurch «tröstliche Gewissheiten, ohne mich der Mühe des Nachdenkens unterziehen zu müssen». Und genau das macht anfällig für Mitläufertum.

Allein: An Mitläufern besteht kein Bedarf. Das macht der im Jahr 1937 in Bordeaux geborene Cyrulnik mehr als deutlich. Seine essayistisch gefasste Publikation ist nicht nur eine erhellende Untersuchung der Mechanismen von Anpasstheit und Massensteuerung, sondern auch als Plädoyer für den Mut zum eigenständigen Denken zu lesen. Das tut not in Zeiten, in denen ein Rückfall in vorklärerische Zeiten droht beziehungsweise dort und da längst vonstattengeht. Barbarei und Totalitarismus sind bereits Tür und Tor geöffnet – will sich die Gesellschaft tatsächlich dorthin bewegen? Wenn ja, was erwartet uns dann?

Ist eine Wiederholung der Gräueltaten, wie sie etwa das NS-Regime praktiziert hat, tatsächlich ausgeschlossen? Dass Cyrulnik an ein «Nie wieder» mahnt, hat auch biografische Ursachen: Seine Eltern, aus Polen eingewanderte Juden, wurden während des Zweiten Weltkriegs im Konzentrationslager Auschwitz er-

mordet. Er selbst entging nur knapp dem Tod – bei einer Razzia konnte er sich erst zwischen Spülkasten und Decke verstecken und dann unter einer Frau, die im Sterben lag. Nach dem Krieg machte er die irritierende Beobachtung, dass sich deutsche Kriegsgefangene, eben noch todbringende Feinde in Uniform, der französischen Zivilbevölkerung freundlich zuwandten. Sie gehorchten der jeweils gültigen Doxa ihrer Gruppe.

Das Ungewisse wagen

Warum werden manche Menschen Mitläufer und Mittäter, die selbst vor menschenfeindlichen Ideologien nicht zurückschrecken, andere dagegen nicht? Was braucht es, um der «Allmacht des Konformismus» zu entkommen und gegen autoritäre Entwicklungen gewappnet zu sein? Wie muss man ausgestattet sein, um Widerstand zu leisten, und zwar selbst und gerade dann, wenn man Traumata durchlebt hat?

Cyrulnik beantwortet diese Fragen mit Ergebnissen aus seiner Forschung – er gilt als Koryphäe im Fachgebiet Resilienz –, aber auch mit ihm quälenden Exkursen in die Vergangenheit, in der er sich selbst Autoritäten unterwarf, «weil ich sie bewunderte», und dadurch anderen Schmerzen zufügte. Daher: Wer kann sich tatsächlich sicher sein, sich an Autoritäten nicht gehorsam auszuliefern?

Das Totalitäre, so das Fazit, ist für die meisten Menschen eine Versuchung, der sie nur schwer widerstehen können. Dafür verführbar zu sein, wird meist bereits in der Kindheit angelegt, wie Cyrulnik darlegt. Je weniger geborgen sich

Was braucht es, um der «Allmacht des Konformismus» zu entkommen?

ein Kind fühle, je weniger zuverlässig seine Bezugspersonen seien, desto mehr klammere es sich an den Halt, der durch die Doxa angeboten wird. Je extremer die Positionen, umso mehr Sicherheit wird erlebt. Der Weg zur inneren Freiheit, mit der das eigenständige Denken einhergeht, ist immer nur möglich für die, die das Ungewisse wagen, die ein Risiko eingehen – auch das, «von seinen Lieben gehasst [zu] werden». Oder in anderen Worten des Autors: «Der Preis der Freiheit ist ein Unbehagen. Wer sich hingegen dem Wort eines verehrten Tyrannen unterwirft, wird ein Gefühl der Geborgenheit [...] erleben.»

Cyrulnik hat weit über 2,5 Millionen Bücher weltweit verkauft. Möge auch dieses Werk, das so erhellend ist, wie es nachdenklich stimmt, umfassende Verbreitung finden. Denn die Massenpsychose der Vergangenheit muss nicht die Massenpsychose der Gegenwart sein. Es gibt einen Ausweg – hier ist er beschrieben.



Die Bibel

Nachösterlicher Blick aufs Leben

Eine Weile noch, und die Welt sieht mich nicht mehr, ihr aber seht mich, weil ich lebe und auch ihr leben werdet (Johannes 14, 19). – Leben und Tod werden im Neuen Testament nicht als Naturphänomene verstanden. Der Tod ist der Preis für die menschliche Sünde. Und weil Gott Sünden vergibt, ist das Leben unzerstörbar. Das wird plausibler, wenn man an die Gefährdungen denkt, denen das Leben pausenlos ausgesetzt ist. Dass der hochkomplexe Organismus im Zusammenspiel mit den geistigen Kräften meistens so lange funktioniert, ist verblüffend. Noch verblüffender scheint mir, dass die heutige tiefe Sterblichkeit und die hohe Lebenserwartung die Angst vor dem Tod nicht vermindert, sondern gesteigert haben. Die Worte Jesu, wonach das Leben unzerstörbar ist, werden kaum noch gehört. Deshalb ist es leicht geworden, die Leute mit Ängsten zu manipulieren. Die Bischöfe und Päpste im Mittelalter taten das mittels Bann und Interdikt. Heute gelingt es mit Lockdowns und der Ächtung von Ungeimpften. Es gab keine aussergewöhnliche Lebensgefahr durch das Covid-Virus. Aber es gab verdächtige Deals zwischen Behörden und Pharmariesen. Mit der Aufarbeitung könnten die Behörden verlorenes Vertrauen zurückgewinnen.

Ähnlich harmlos wie Covid ist die Klimaerwärmung. Vielleicht gibt es sie, doch kann die Menschheit, selbst wenn sie die Ursache wäre, keinen Einfluss darauf nehmen. Seit fünfzig Jahren sind Anstrengungen, den Energieverbrauch zu drosseln, sehr erfolgreich – aber ohne Einfluss aufs Klima. Windkraftwerke treiben den CO₂-Ausstoss und die Naturzerstörung an. Anstatt nach Subventionen zu jagen und Ängste zu schüren, sollte man auf den Zuspruch Jesu achten: Gott schenkt und bewahrt das Leben und erneuert es nach dem Tod. Das ist der nachhaltige Wirkstoff gegen Ängste, Moralorgien und Behördendünkel.

Peter Ruch

Traum in der Tasche

Raffael Dickreuter ging von Bern nach Hollywood.

Er wurde Experte für Spezialeffekte – und erfand sich immer wieder neu.

Tom Kummer

War früher alles besser? Ich stehe vor dem Berner Zytgloggeturm und mache mir Sorgen um unsere Zukunft. Noch bleiben zehn Minuten bis zum Treffen mit Raffael Dickreuter, einem Berner Anfang vierzig, der angeblich die Welt neu erfinden kann.

Der Treffpunkt war seine Idee. Ein Café mit Blick auf Tramschienen, die in verschiedene Richtungen abbiegen, direkt vor einer Berner Turmuhr, wo vielleicht schon Albert Einstein zur Erkenntnis inspiriert wurde, dass Zeit und Raum relative Grössen sind. Noch verweile ich an der Strassenkreuzung, studiere jene Schienen, wo vor ein paar Tagen ein Tram der Linie 7 entgleiste, über den Kornhausplatz rutschte, Abfalleimer, Billettautomaten, Sitzbänke rampte und erst neben dem Chindlifresserbrunnen stehen blieb. Ich untersuche Spuren eines unfassbar behäbigen Spezialeffekts. Die Realität.

Traum in der Tasche

Gleich werde ich einen Menschen treffen, der über solches bestimmt nur müde lächeln kann. Schliesslich wirft er in «Fast & Furious» Autos aus Flugzeugen ab, lässt Iron Man fliegen oder Terminator durchs Flammenmeer marschieren. Und das ist erst der Anfang. Ich habe sein Werk in unzähligen Visual Effects studiert. Er hat fast zwanzig Jahre in Hollywood gewirkt. An über vierzig Filmen mitgearbeitet, daneben ein virtuelles Kamerasystem entwickelt, eine einfachere und günstigere Version des «Avatar»-Kamerasystems von James Cameron.

Dickreuter produziert Augmented-Reality-Lösungen für Smartphones, mit denen zum Beispiel Naturfans ein Mammut vor sich projizieren können. Er kann virale Fotoprojekte lancieren, die bei Millionen Menschen ein süchtig machendes Aha-Erlebnis auslösen. Immer geht es um die computerunterstützte Erweiterung der Realität. Dabei verhält sich dieser Mann wie ein Schwamm, saugt immer wieder neue Technologien auf, die er dann in kürzester Zeit auf höchstem Niveau beherrscht. Wie macht er das?

Weil er sich immer wieder «neu erfinden» könne, wird er mir gleich sagen – dieses post-

moderne Lebenskonzept, das hierzulande noch immer als etwas unglaublich gilt. Oder ist das Mäandern zwischen real und virtuell unsere einzige Überlebenschance? Raffael lächelt jetzt charmant und auch ein bisschen scheu.

«Die Leute um mich herum sagten: Du spinnst, das klappt sowieso nicht. Du bist Berner.»

Keine Spur von Hollywood. Alles glaubwürdig. Swiss made. Und nachdenklich dazu – dieser Systemfehler, der uns Menschen lebenslang verfolgt. Und uns, verglichen mit Iron Man, zerbrechlich und sympathisch erscheinen lässt.

Raffael Dickreuter ist der Sohn des bekannten Frauenarztes Werner Dickreuter aus Muri, der an der Zytgloggelaube seine Praxis hat. Raffael holt tief Luft. Wir stehen an der Theke einer Cafébar. «Ich war immer ein visueller Typ. Das fing schon als Kind an. Hologramme, Beamen, futuristische Displays erschienen mir immer als grosses Spektakel. Mich faszinierten Action und Explosionen, Filme wie «Indiana Jones», «Back to the Future» oder «Terminator». Und ich dachte mir: Da will ich hin, wo das gemacht wird. Die Leute um mich herum sagten: Du spinnst, das klappt sowieso nicht. Du bist Berner. Aber es hat mich nicht mehr losgelassen. Obwohl ich immer dachte, wenn ich es in Hollywood schaffen will, muss ich es zuerst in der Schweiz schaffen. Aber das stimmt nicht. Du kannst auch einfach weggehen, mit einem Traum in der Tasche.»



Ich betrachte die Tasche, die Raffael mitgebracht hat. Dort soll «der nächste Schritt in die Zukunft» drinstecken. Ein Gerät, das die Art, wie wir leben und arbeiten, komplett verändert. Man könne dabei sogar eine Vibration im Universum spüren.

Und dann erzählt mir Raffael mit schönstem Berner Akzent von damals, als die «Wow»-Gefühle begannen. «Hollywood war ein Kindheits Traum. An Blockbuster-Filmen zu arbeiten, Teil dieser Industrie zu sein. Ich hatte als Zwanzigjähriger eine Web-Community aufgebaut, die sich auf Spezialeffekte und 3-D-Animation fokussierte. Die Community wuchs, und ich konnte Topleute von Firmen wie Pixar, ILM, Disney und Weta interviewen. Die Website wurde zum Branchenblatt. Plötzlich brauchten Profis weltweit meine Website als News-Quelle. Dies ermöglichte mir ein Praktikum in Hollywood. Ich kam bei Pixel Liberation Front unter, die an «Matrix Reloaded» und «Matrix Revolutions» gearbeitet hatte [...]»

Die Matrix. Diese bahnbrechende Idee, dass die Welt nur eine Simulation ist. Aber wie baut man solche Welten zusammen? «Ich arbeite heute mit 3-D-Animationsprogrammen wie Maya, Unreal Engine und Unity. Sie erlauben das Erstellen von virtuellen Welten und Objekten, aber auch das Programmieren von Apps fürs iPhone oder für die Apple Vision Pro. Es sind mächtige Programme, die unglaublich viel können. Ich agiere dabei vielseitig wie ein Schweizer Sackmesser, ich verstehe das Kreative und das Technische, was es mir erlaubt, die nötigen Bausteine zu finden.»

Klingt aufregend und bescheiden zugleich. Dabei kann dieser Raffael längst die Welt auf den Kopf stellen: Helikopterabstürze kreieren, Superman eine brennende Ölplattform retten lassen, ganze Strassenlandschaften aufklappen – wie in Christopher Nolans «Inception». Und ich muss gleichzeitig an die zweite Realität des Dickreuter Raffael denken, seine Instagram-Heimat: Bilder mit Robert De Niro, George Clooney, auf dem roten Teppich bei den Golden Globes, in exotischen Kulissen, mit vielen schönen Frauen.



Die Welt auf den Kopf stellen: Spezialeffekte-Gestalter Dickreuter.

Und sein Spezialgebiet: virale Fotoprojekte. «Iron Man Grounded» gefällt mir besonders gut. Es zeigt den Marvel-Superhero in einer U-Bahn als ganz gewöhnlichen Pendler, den vielleicht die gleichen Sorgen plagen wie uns Menschen. «Iron Man»-Star Robert Downey Jr. hat Raffaels existenzialistische Sci-Fi-Fantasie gepostet, und eine halbe Million Menschen machte es ihm nach.

Denkpause. Für einen kurzen Moment droht mir die Luft auszugehen. Fehlt mir der Glaube an den Fortschritt? Weil mir die Nachdenklichkeit anzusehen ist, packt Raffael eine seltsame Brille aus seiner Tasche aus, mit der sich für ihn «ein Kreis schliesst, ein Traum wahr wird».

Diese Brille, «die eine göttliche Erfahrung ermöglicht» (James Cameron), steckte am Vormittag noch in einem perfekten weissen Würfel in der Grösse eines grossen Schuhkartons. Der

räumliche Computer. Ein Headset, mit dem man aussieht, als würde man in der Matrix Ski fahren. Die Zukunft im Gesicht.

Ich gebe es zu, ich habe die sezierenden Blogbeiträge zur neuen Apple Vision Pro in den sozialen Medien nicht gelesen. Ich habe einfach

Er kann Helikopterabstürze kreieren, Superman eine brennende Ölplattform retten lassen...

weitergescrollt. Vielleicht fürchtete ich mich vor einer existenziellen Krise – weil ich mit dieser Schneebrille oder Tauchermaske aufhören würde, in der realen Welt zu leben. Und sich mein aktueller Computer wie ein Relikt aus der Sowjetunion anfühlen würde. Dabei ist mir schon klar, dass unsere komplizierte Wirklich-

keit dank der Vision Pro vielleicht erträglicher wird. Ich könnte mich an den Rand eines Vulkanses setzen, Millionen von Regentropfen hören, meditieren, vielleicht mal einen Dinosaurier streicheln. Ich würde mit Grafiken in der Luft interagieren, die schärfer sind als alles, was ich je zuvor gesehen habe.

Göttliche Zukunft

Und ich würde alles mit meinen Fingern wie beim Luftgitarrespielen manipulieren, nicht mit einer Maus oder Tastatur. Ich würde zum ersten Mal räumliche Videos sehen, ein Wunder mit 23 Millionen Pixeln, die so scharf sind, dass man die Realität nicht von einem digitalen Abbild unterscheiden kann. Atemberaubend. Und ich würde mich dazu nicht klaustrophobisch fühlen. Ich wäre einfach da, ich wäre überall. Aber ich will das Ding nicht ausprobieren. Vielleicht weil ich befürchte, dass sich die reale Welt um mich herum dann nur noch flach anfühlen würde. Bis zu dem Punkt, an dem ich mich nach dieser Brille sehne wie nach einer Droge.

Raffael sieht das natürlich ganz anders, er bewohnt längst diesen Abenteuerspielplatz zwischen Träumen und Wünschen, Manipulation und Wirklichkeit. Das ist sein Zuhause. In Wahrheit hat er vor ein paar Jahren Hollywood in Richtung Miami verlassen. Und er hat von der Filmindustrie in die Tech-Industrie gewechselt. Einen Film zu produzieren, dauere zwei bis vier Jahre, sagt er. An einer neuen App arbeite man ein paar Monate, und am nächsten Tag gebe es Millionen von Downloads. Dieses Tempo fasziniert ihn. Obwohl er zugibt, dass sich die Realität von Bern

gerade extrem «heimelig» anfühle. Ich hätte gern nachgefragt, ob diese Technologie vielleicht doch etwas zu schnell voranschreite.

Aber ich stellte die Frage nicht mehr. Weil ich weiss, dass sie sinnlos ist. Weil wir alle irgendwann mitgehen werden. Eine neue Ära der Computertechnik hat begonnen. Und wir werden uns alle irgendwann diesen Apparat um den Kopf wickeln, zum Mond fliegen und Dinosaurier streicheln. Denn dies ist die göttliche Zukunft der Computertechnik, der Unterhaltung, der Apps und der Erinnerungen.

Diese Erkenntnis macht die Kreuzung vor dem Zytgloggeturm besonders wertvoll. Also sind wir zum Abschied nochmals raus in die Wirklichkeit spaziert. Zu den Schleifpuren eines unfassbar behäbigen Spezialeffekts. Die Kompletentgleisung von Tram Nummer 7. Mit echten Kerben im Asphalt.



„Eigentlich hat es mir besser gefallen, als du gemütlich vor dem Fernseher gesessen hast.“

Fernsehen

Sternstunde der Meinungsfreiheit

Stefan Millius

TV-Duell Höcke vs. Voigt: Welt TV, 11. April.
Auf Welt.de abrufbar

Es sind inzwischen die Nischensender, die den Politikinteressierten Brot und Spiele liefern, während sich das öffentlich-rechtliche Fernsehen und grosse private Stationen zieren. Alice Weidel (AfD) und Herbert Kickl (FPÖ) stiessen erstmals überhaupt beim Sender AUF1 aufeinander. Und nun war es Welt TV, welches das spektakulärste Gespräch im deutschen Politbetrieb ermöglichte: Die Thüringer Spitzenkandidaten Mario Voigt (CDU) und Björn Höcke (AfD) kreuzten die Klängen vor der Kamera.

Vorab hatte es viel Kritik gegeben. Einem Rechtsextremen wie Höcke dürfe man kein Podium bieten, fand so manche Zeitung. Die Wähler aber dürften froh gewesen sein über die Gelegenheit, zwei Kandidaten aus erster Hand näher kennenzulernen, statt sich auf die Meinung von Journalisten verlassen zu müssen.

Die Ambivalenz der Medienwelt war danach zu beobachten. Das TV-Duell, das übrigens keine Entgleisungen bot, wurde in fast allen Zeitungen nachbesprochen. Im Originalton ist die AfD dem Publikum offenbar nicht zuzumuten, in der kommentierten Zusammenfassung schon.

Dabei stand die Gesprächssendung in bester Tradition von ARD, ZDF und Co. Die Moderatoren sahen sich in der Pflicht, den schwächeren Redner Voigt gegen den rhetorisch beschlageneren Höcke zu verteidigen. Oft waren es drei gegen einen. Dennoch wurde es zu einer Lehrstunde in Sachen Meinungsfreiheit, mit der Welt TV auf einen Schlag einem grossen Publikum gezeigt haben dürfte, dass es den Sender überhaupt gibt.

Film

Gegner ist ein jeder

Wolfram Knorr

Civil War (GB/USA 2024) von Alex Garland.
Mit Kirsten Dunst, Wagner Moura, Cailee Spaeny, Jesse Plemons, Stephen McKinley Henderson

Donald Trumps Androhung eines «Blutbads», falls er nicht gewählt werde, diente sicher nicht als spekulatives Narrativ für «Civil War», aber realen Entwicklungen vermag der Film mit engagiertem Elan voranzugreifen. Der britische Schriftsteller, Drehbuchautor und Regisseur Alex Garland kultiviert mit Vorliebe das «Was wäre, wenn»-Feld. In seinem Regiedebüt, dem Science-Fiction-Film «Ex Machina» (2015), griff er das Konfliktpotenzial der künstlichen Intelligenz auf, und als Drehbuchautor für «28 Days Later» (2002) entwarf er das Szenario einer Gesellschaft, die eine tödliche Pandemie nicht in den Griff bekommt. Garland ackert gerne durch die Furchen der Politik und der Forschung, wenn sie frei von Kontrolle agieren und in der Folge die Zivilisation zerreissen.

«Civil War», inspiriert von der Erstürmung des US-Kapitols in Washington im Januar 2021 durch Hunderte Trump-Anhänger, richtet seinen Fokus nicht auf den politischen Hinter-

grund, sondern ausschliesslich auf die Folgen: auf die zerstörerische, tief polarisierende Wirkung, die die Politik in einer Gesellschaft auslöst und die zu Mord und Totschlag führt. Es kommt zwar ein US-Präsident (Nick Offerman) vor, der sich nach Antritt seiner dritten Amtszeit weigert, abzutreten, aber über seine Motive erfährt man nichts. Sicher ist, auf den Strassen hat seine Entscheidung zu Chaos geführt und zu einer militärischen Opposition, den «Western Forces»; die sind auf dem Weg nach Washington, um den Präsidenten abzusetzen.

Amerikanische Kritiker hielten Garland vor, dass ein Bündnis aus dem «blauen» Kalifornien und dem «roten» Texas für die «Western Forces» völlig absurd sei. Doch Garland wollte ganz bewusst den «Red States versus Blue States»-Gegensatz vermeiden, um nicht ins Fahrwasser der Parteilichkeit zu geraten. Was auch immer sein Motiv gewesen sein mag, er legt das Augenmerk auf die überhitzte Situation, die ein Präsident geschaffen hat, der das FBI auflöste, zu Luftschlägen gegen das eigene Volk ausholte und zu verantworten hat, dass die Bevölkerung ausser Rand und Band gerät.

Misstrauen, Hass, Aggression

Eine Gruppe von Kriegsreportern macht sich von New York auf den Weg nach Washington, um den Präsidenten zu interviewen – möglichst bevor die «Western Forces» eintreffen, die bis zum 4. Juli, dem amerikanischen Unabhängigkeitstag, das Weisse Haus wieder unter



Im Strudel des Bürgerkriegs: Cailee Spaeny (l.) und Kirsten Dunst als Reporterinnen.

ihre Kontrolle bringen wollen. Treibende Kraft ist die ausgebuffte Kriegsphotografin Ellie (Kirsten Dunst), begleitet von Kollege Joel (Wagner Moura), dem alten Hasen Sammy (Stephen McKinley Henderson) und der Jungfotografin Jessie (Cailee Spaeny). Musterexemplare des hollywoodschen Journalismus, die vor permanentem Überdruck zu platzen drohen, sind

Der britische Regisseur Alex Garland kultiviert mit Vorliebe das «Was wäre, wenn»-Feld.

Ellie und Co. nicht. Was sie treibt, ist illusionslose Routine: draufhalten, wenn's kracht, Verletzte rumliegen, GIs brutal durchgreifen, Fanatiker kreischen.

Nur wenn sich Jessie mit jugendlichem Über-eifer in Gefahr bringt, flackert bei Ellie moralische Verantwortung auf. Mit einem Kleinbus machen sie sich auf den Weg und versinken im Strudel eines irren Bürgerkriegs. Vor niemandem ist die Reisetruppe sicher, jede Begegnung kann tödlich enden. Misstrauen, Hass, Aggression schlägt ihr entgegen, wo immer sie sich aufhält. Es herrscht die totale Animalisierung des Gegners, und Gegner ist ein jeder.

Als sie an einer Tankstelle nach Sprit fragen, reagieren schwerbewaffnete Männer mit einer schwindelerregenden Forderung nach kanadischen Dollars. In den Fängen eines strohblonden Rassisten mit rosaroter Sonnenbrille

(Jesse Plemons) gefriert der Trip zur Eiseskälte. Es ist einer der Höhepunkte einer von jeglicher Menschlichkeit entblößten Bestialität. Ist einer der Truppe, die der Rassist mit vorgehaltener Knarre zum «Bekanntnis» zwingt, nicht astreinen amerikanischen Ursprungs, wird er als Menschenmüll gleich entsorgt. Zwar spart Alex Garland nicht mit Brutalo-Szenen, aber die gespenstischsten sind jene, in denen eine von jeglichen ästhetischen Mätzchen entschlackte, «nackte» Kamera Angstbilder von höchster Intensität schafft.

Das Weisse Haus war schon häufig Objekt hollywoodscher Begierden, aber noch nie war seine Stürmung derart realistisch wie bei Garland. Ellie und Jessie erreichen Washington mit den «Western Forces» und dringen mit GIs ins Weisse Haus, Gang für Gang, Büro für Büro, Sitzungszimmer, Treppenhaus, Oval Office – bis zum Präsidenten. Man kann nur hoffen, dass derartige Szenen Fiktion bleiben. Es ist Dantes Inferno, wo «menschlicher Verstand zu Betrug oder Bosheit gegen die Mitmenschen pervertiert».

Ausstellung **Nachtschwärmer** **und Lichtscheue**

Rolf Hürzeler

Nacht – träumen oder wachen: Museum der Kulturen Basel, bis 19. Januar 2025

Die Nacht wird zum Tag. Davon berichten mehr als 250 Objekte in der Ausstellung «Nacht – träumen oder wachen». Sie leuchtet das muntere Leben nach Sonnenuntergang bei uns und in exotischen Weltgegenden aus.

So ist eine wunderbare Maske der indigenen Pende aus der heutigen Demokratischen Republik Kongo zu bewundern. Der kugelförmige Kopf symbolisiert anscheinend die untergehende Sonne; zwei ebenso runde Augen glotzen den Betrachter an. Das aus Peddigrohr und Federn bestehende Teil, die Gitenga-Maske,

Alte «Kopfladäärnli» erinnern daran, dass der Morgenstreich schon in elf Monaten kommt.

kam einst bei Initiationsritualen Jugendlicher in der Abenddämmerung zum Einsatz und sollte Feinde davon abhalten, sich der Gemeinschaft zu nähern. Stellt sich nur die Frage: mit welchem Erfolg? Denn diese Maske vermittelt mehr Freude als Angst.

Andere Zeugnisse sind näher bei unserer Erlebniswelt, etwa eine baumwollene Haube, die im ausgehenden 19. Jahrhundert in einer Basler

Nachtkammer getragen wurde. Dabei erfährt man, dass Schlafbekleidung, wie lange Hemden oder Pyjamas, erst Ende des 18. Jahrhunderts in Mode kam. Früher schliefen die meisten nackt, allenfalls in ihren Tageskleidern. Angesichts der damaligen Verhältnisse, als sich viele Familienmitglieder ein Bett teilen mussten, kann man sich leicht vorstellen, dass kaum an einen ungestörten Schlaf zu denken war. Die meisten Menschen ruhten hierzulande übrigens auf Laubsäcken; ein besonders anmäheliches, offenkundig bequemes Exemplar aus dem thurgauischen Salenstein ist ausgestellt.

Tanzende Apostel

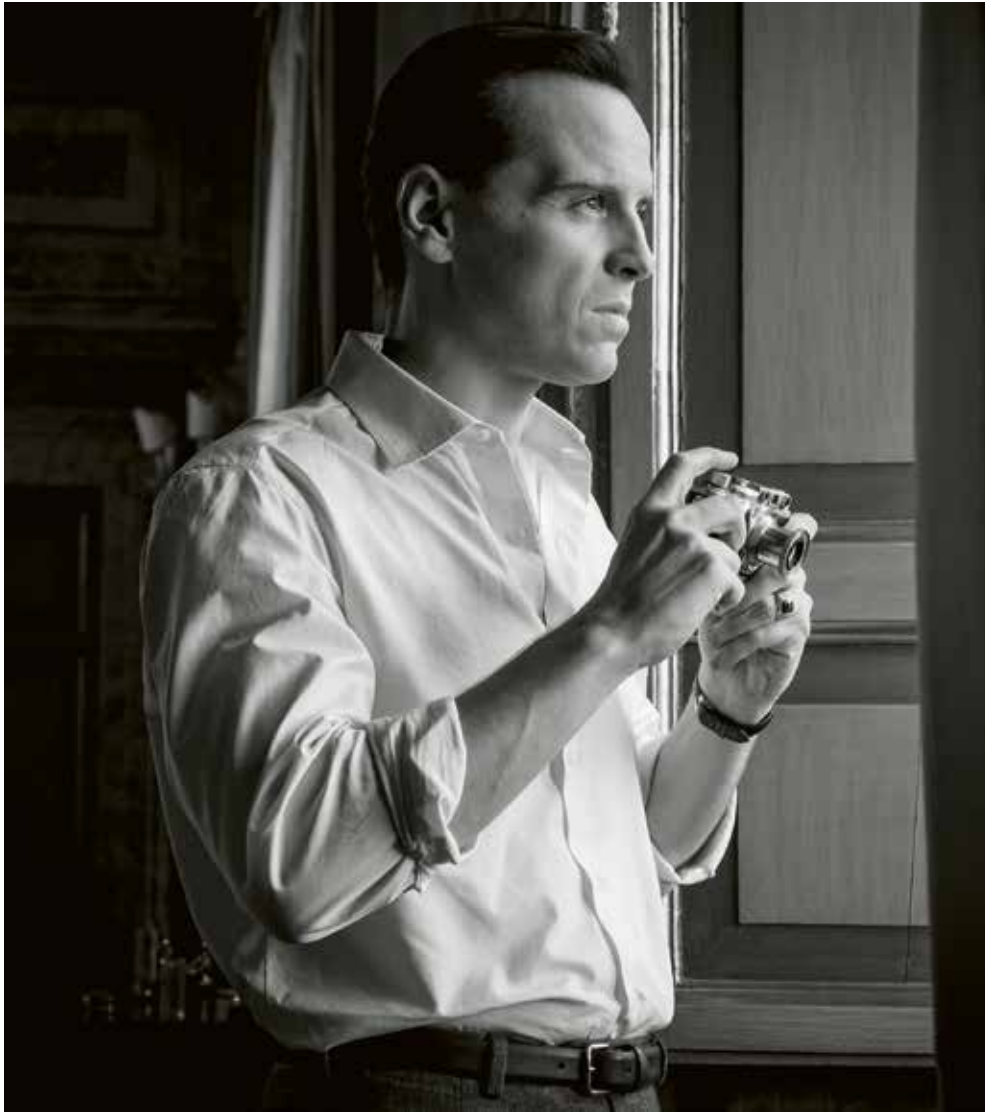
Auch Lichtscheue kommen in dieser Ausstellung zu Ehren. Ein Schaukasten dokumentiert das Nachtwächtergewerbe vergangener Zeiten. Dessen Logik erschliesst sich uns Nachgeborenen nicht zwingenderweise, wusste doch jeder Bösewicht, wo er sein Unwesen treiben konnte, solange der Nachtwächter mit einer Laterne durch die Gassen zog und sein Nahen sogar singend ankündigte.

Einerlei, auch heute mögen aller Gattung Leute die Nacht lieber als den Tag. Etwa der Graffitikünstler «Markus», der in einer aufgezeichneten Oral History von seinem anspruchsvollen Gewerbe berichtet. Planung ist essenziell in dieser Branche. So muss sich ein Schmierer vor dem nächtlichen Ausflug über sein Sujet im Klaren sein, damit er die richtigen Farben und allenfalls Schablonen bei sich hat. Markus klagt auch, dass das Sprayen den Kick verliert, weil die Behörden öffentliche Flächen freigeben und damit das Spiel verderben. Kommt dazu, dass unter diesen Nachtarbeitern ein erbarmungsloser Wettbewerb herrscht. Es kann einem Künstler leicht passieren, dass er sein Wunderwerk nach wenigen Tagen von einem Konkurrenten übersprayed sieht.

Natürlich fehlt die Fasnacht nicht, alte «Kopfladäärnli» der Gundeli-Clique erinnern daran, dass der nächste Morgenstreich schon in elf Monaten kommt, wie eine ebenso «Alte Dante» als Tambourmajor. Sie stammt nicht etwa aus Basel, sondern ist ein Kunstwerk aus Prag, wo sie ein Gestalter – warum auch immer – nachahmte. Winterliche Lichtfeste werden in der Schweiz allenthalben in Ritualen gefeiert, auch in der Vorweihnachtszeit.

Davon zeugt eine herrliche Inful aus dem sankt-gallischen Kaltbrunn am Ricken. Die mit einer Kopflaterne versehene Bischofsmütze wirkt auf Aussenstehende wie die Karikatur eines kirchlichen Würdenträgers. Zwölf Infulträger tanzen als Apostel alle paar Jahre mit Eseln durchs Dorf, genauer mit Kollegen, die eine Eselsmaske tragen. Unter den Infuln verstecken sich ledige Männer. Entscheidet sich einer für die Ehe, muss er seine Maske abgeben, womit bei diesem nächtlichen Brauch selbst dem Zölibat die Ehre erwiesen wird.





Meister der Manipulation: Andrew Scott als Ripley.

Serie Tom Ripley und Caravaggio

Benjamin Bögli

Ripley (USA 2024) von Steven Zaillian.
Mit Andrew Scott, Dakota Fanning, Johnny
Flynn. 1 Staffel (8 Folgen). Auf Netflix abrufbar

Die Bücher der Suspense-Künstlerin Patricia Highsmith ziehen Filmleute magisch an. Selbst Alfred Hitchcock («Strangers on a Train») konnte es nicht lassen. Und ihr unheiliger Roman-Serienheld Tom Ripley übt auf die Vertreter der Schauspielzunft eine ganz besondere Faszination aus: Alain Delon, Dennis Hopper, Matt Damon und John Malkovich kamen unter anderen in den Genuss, den tödenden Hochstapler zu spielen. In einer neuen Adaption des Stoffs hat sich jetzt der nicht so prominente Andrew Scott der Rolle verschrieben. Die Serie behandelt grösstenteils Highsmiths Roman «The Talented Mr. Ripley» (1955), die wohl perfideste

und gleichzeitig romantischste Anti-Romanze in Form eines Krimis, und ist nun als meisterhaft inszeniertes Mörderepos in Schwarzweiss auf Netflix zu sehen.

Feine Symphonie

Falls Sie die Geschichte nicht kennen: Ripley, ein ärmlicher Kleinkrimineller aus New York, erhält durch einen Zufall den gutbezahlten Auftrag, Dickie, den Sohn des reichen amerikanischen Schiffunternehmers Herbert Greenleaf, in Italien aufzuspüren und ihn in die USA zurückzuholen. Ripley aber kann dem süssen Lifestyle, den Dickie (Johnny Flynn) mit seiner Freundin Marge (Dakota Fanning) in einem reizenden Küstenort in der Nähe Neapels pflegt, nicht widerstehen. Er unternimmt alles, um dort zu bleiben. Der Opportunismus und die Eifersucht zwingen den Soziopathen Ripley dazu, Dickie umzubringen und in dessen Rolle des *rich kid* zu schlüpfen. Das gelingt dem Talentierten beinahe nahtlos, schliesslich ist er ein Meister im Manipulieren von Menschen und Narrativen. Nun heften sich jedoch die Gesetzeshüter an seine Fersen.

Der ausgezeichnete Drehbuchautor und Produzent Steven Zaillian («Schindler's List», «Mission: Impossible») holt in dieser Serie, bei der er auch Regie führte, das Maximum aus Highsmiths Text heraus. Mit einem eleganten kulturgeschichtlichen Dreh reichert er ihn sogar noch an. Ripley lässt sich neu von der Kunst Caravaggios verführen – und von dessen mörderischer Biografie: Der legendäre Barockmaler hatte ein Leben auf dem Gewissen, wurde

*Die Machart der Serie
überzeugt durch eine betörende,
souveräne Kühnheit.*

aus Rom verbannt, floh nach Neapel und Malta. Ripley geht im Mythos Caravaggio auf und fantasiert sich durch Italien. Die Ripley-Version des Amerikaners Zaillian ist deshalb auch eine Hommage an die prächtigen Kulturschätze der Alten Welt, insbesondere Italiens.

Bereits Anthony Minghellas kultrträgige Verfilmung (1999) desselben Buchs zeigte Land und Leute von ihrer schönsten Seite. Stellt man die beiden Werke nun einander gegenüber und greift zu einem Vergleich mit der Musik, wäre Minghellas Film ein genialer Popsong und die Netflix-Serie eine feine Symphonie. Was heisst, dass Ripley 2024 nicht so süffig ist: melancholischer, weniger sexy, weniger glamourös. Aber die Qualität besticht. Und die Machart überzeugt durch eine betörende, souveräne Kühnheit.

«Ripley» ist ohne grosse Stars, ohne Farbe und in einer Antonioni-haften Coolness gedreht, die dem Wesen des prickelnden Katz- und-Maus-Spiels eigentlich widerstreben müsste. Das Timing ist aber so präzise, dass sich das Stoische und Repetitive in einen messerscharfen, spannungsgeladenen Genuss verwandelt. Die sorgfältige Herangehensweise schloss auch die Sprache mit ein: Es wird abwechselnd Englisch und Italienisch gesprochen, was für eine amerikanische Produktion eher aussergewöhnlich ist, aber die Szenen echter und die Dialoge subtiler macht. Zudem findet sich in diesem behutsam aufgebauten Filmkonstrukt eine hauchdünne, aber glänzende Schicht dunklen Humors.

Etwas zu gewagt war es allerdings, die Hauptrolle dem 47-jährigen Andrew Scott zu überlassen, auch Johnny Flynn (Dickie Greenleaf) ist schon über vierzig. Die beiden müssten eigentlich, wie im Buch, richtig junge Männer sein. Das irritiert und stimmt mit dem jugendlichen Lebensentwurf der beiden nicht ganz überein. Da Scott ein herausragender Schauspieler ist – man kennt ihn als Sherlock Holmes' Widersacher James Moriarty in «Sherlock» –, gleicht sich diese Ungenauigkeit beinahe aus. Die Rolle von Dickies Freundin Marge wiederum ist perfekt besetzt – und Dakota Fanning spielt bezaubernd.

Klassik

Der Tradition zu Leibe rücken

Manuel Brug

Johann Sebastian Bach: Johannespassion.
Thomanerchor Leipzig, Akademie für Alte Musik
Berlin. Leitung: Andreas Reize. Rondeau

Thomaner über alles. Seit über 800 Jahren strahlt der Leipziger Knabenchor in die Welt hinaus. Geleitet wurde er unter anderem von Johann Sebastian Bach. Aber 2021 herrschte in Sachsen ein grotesker Streit um dessen 18. Nachfolger, den neuen Thomaskantor Andreas Reize. Und nicht nur weil er Schweizer und katholisch ist.

Reize hat Kirchenmusik, Orgel, Klavier, Cembalo, Chorleitung und Orchesterleitung an den Musikhochschulen in Bern, Zürich, Luzern, Basel und Graz studiert. Er war selbst langjähriges Mitglied der Singknaben der St.-Ursen-Kathedrale Solothurn, die er seit 2007 leitete und deren Repertoire er um moderne Stilrichtungen erweiterte. Er gründete das Cantus-firmus-Vokalensemble und -Consort und war Musikdirektor der Oper Schloss Waldegg. Besonders gelobt wurden beim Leipziger Vordirigieren auch seine pädagogischen Fähigkeiten.

Doch es regte sich Widerstand gegen Reize – nach der begeistert aufgenommenen Berufung. Der Chor selbst zweifelte plötzlich diese Bestallung an – wohlgermerkt, die für das Amt des renommiertesten Kirchenmusikers weltweit – und stellte in einem offenen Brief Reizes musikalische Fähigkeiten in Frage. Der Schweizer sei «auf keinen Fall» geeignet. Er habe bereits bei seinen Probechorstunden «bei fehlenden Einsätzen, falschen Tönen und Intonationsproblemen nicht sofort eingegriffen und diese Dinge auch nicht benannt und ausgebessert».

Der ganze Chor probte hier den Aufstand? Mitnichten. Es waren wenige aus den 11. und 12. Klassen der nach dem Stimmbruch weiter mitsingenden Obernschaft, die sowieso bald ausschieden und sich öffentlich eine Stimme gaben. Sie hatten keinen Erfolg. Im September 2021 trat Andreas Reize, inzwischen zum Protestantismus konvertiert, seinen Job an, der mehr ein grell ausgeleuchtetes Hochamt ist. Der heute 48-Jährige liess sich nicht beirren. Er spielte auch mit den Thomanern Fussball, hatte die Jungs schnell auf seiner Seite, das offizielle Leipzig inklusive all der Bachianer von Bacharchiv und Bachfest ebenso.

Doch noch immer gibt es Kritik. Weil Reize jetzt auch musikalisch der Tradition zu Leibe rückt. Nach einer h-Moll-Messe auf CD ist eben, zum 300. Jubiläum der Uraufführung der Johannespassion am Karfreitag 7. April 1724 in der Nikolaikirche, bei dem kleinen Label Rondeau eine radikale Neuaufnahme der Bach-In-

kunabel erschienen. Da singen nur 26 Knaben, deren Solisten auch die Sopran- und Altus-Soli. Sie wurden aufgenommen mit einer kleinen Instrumentencombo des Berliner Spezialistenensembles Akademie für Alte Musik – nicht mit dem üblichen bewährten Gewandhausorchester – auf der Nordempore der Thomaskirche, versammelt um die grosse Bachorgel.

Die Einspielung ist hurtig, ja schnell, fast atemlos geht es in grosser Dramatik dem Ende Christi entgegen. Sie ist kontraststark, radikal packend. Sie vergegenwärtigt eine alte, uns immer noch angehende Geschichte. Hier kann man nicht genussreich zuhören, hier muss man sich verhalten. «Ein Desaster» findet das eine Kritikerin, «eine Referenzaufnahme» ein anderer, renommierterer. Reize geht solches immer noch nahe. Aber er lässt sich nicht beirren.

Und er ist schon längst wieder weiter als seine Kritiker. Zu Ostern 2023 hat er die Johannespassion erstmals öffentlich in Leipzig aufgeführt, grösser besetzt, mit edlen Solisten und Gewandhausmusikern, genüsslicher, farbenreicher, entspannter; auf Arte ist das zu sehen. Und jetzt, zum Jubiläum, Ostern 2024, zwei-

Fast atemlos geht es in grosser Dramatik dem Ende Christi entgegen.

mal ausverkauft in St. Nikolai und St. Thomas, hat Reize schon wieder mit der Chor- und Orchesteraufstellung experimentiert, hat neue Verzierungen und Zwischenspiele ausprobiert – denn von der Johannespassion gibt es vier Fassungen, aber keine Originalpartitur. Hier ist, was wir hören, immer Kompromiss.

Andreas Reize weiss das, es spornt ihn erst recht an. Denn dieser aufregende Thomaskantor «hat noch lange nicht fertig» mit Bach. Als Nächstes debütiert er im September an der Leipziger Oper mit «Amadis, der Ritter», einer Oper von Bach-Sohn Johann Christian.



Jazz

Nächtliches Selbstgespräch

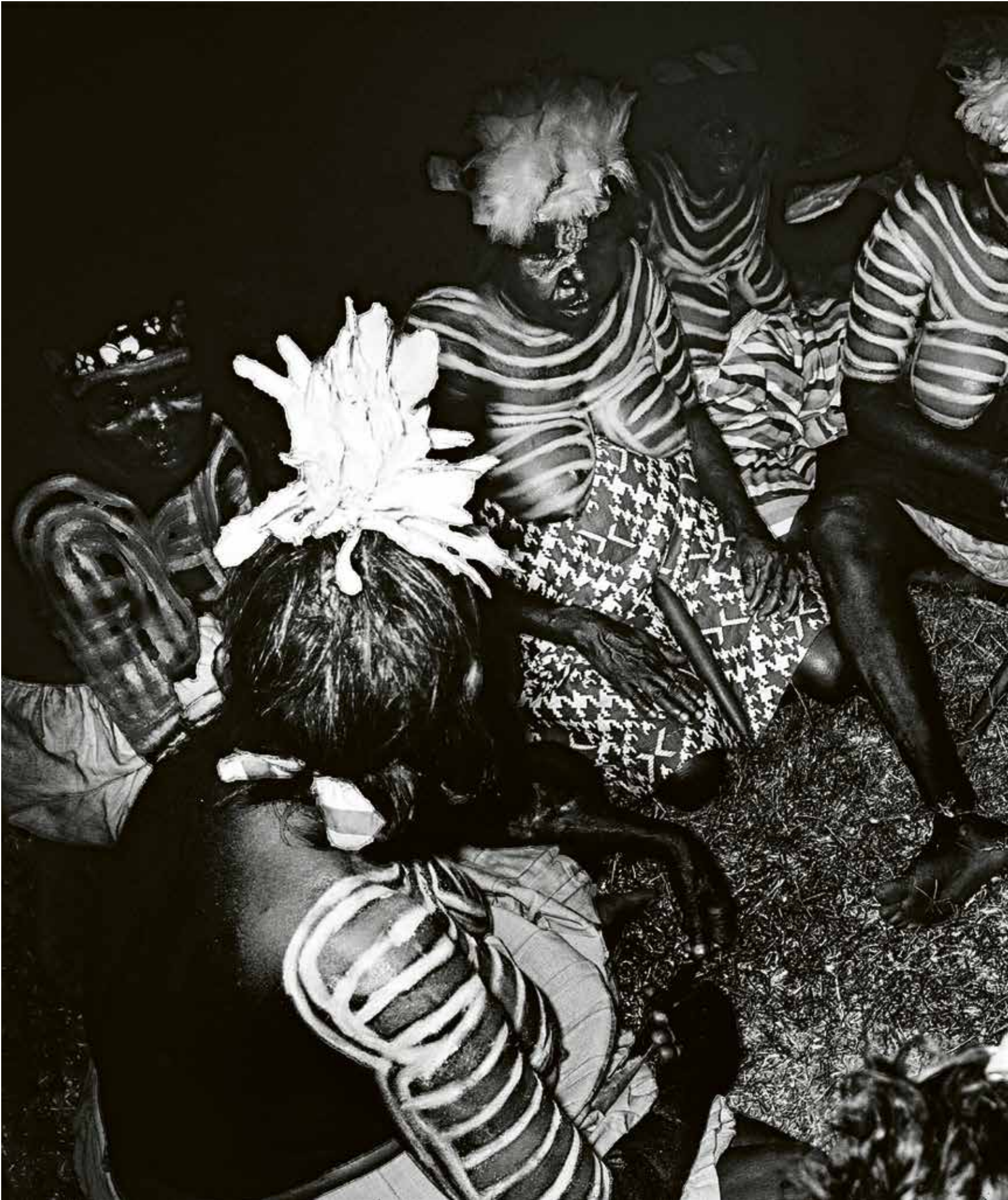
Peter Rüedi

Fred Hersch: Silent, Listening.
ECM 2799 5890962

Er spiele hier ein bisschen mehr «inside the piano», sagt Fred Hersch zu seinem jüngsten Soloalbum mit dem schönen Titel «Silent, Listening». Der Meister der pianistischen Diskretion könnte auch sagen: Er spiele hier ein bisschen mehr *inside himself*. Das Solorezital, ein pianistisches Selbstgespräch in «nächtlicher Atmosphäre» (Hersch), ist von einer Intimität, dass wir uns als Zuhörer zunächst fast als Eindringlinge, als Zeugen eines zu privaten Vorgangs fühlen – nicht anders als bei Bill Evans' frühem Soloalbum «Conversations with Myself». Eine naheliegende Assoziation. Lange stand Fred Hersch ja im langen Schatten seines Vorgängers. Zu Recht und zu Unrecht. Evans war ihm wie vielen anderen eine grosse Inspiration, einerseits; andererseits war Hersch immer ein zwar zurückhaltender, aber eigenständiger und eigenwilliger Charakter. Sein jüngstes Album beweist dies abermals.

2019 traf sich Fred Hersch mit dem Trompeter Enrico Rava in Lugano für Aufnahmen zum Duo-Album «The Song Is You» (Weltwoche Nr. 36/2022). Er war von der Zusammenarbeit mit Produzent Manfred Eicher und der Akustik des Auditoriums Stelio Molo, dem *spiritus loci* so angetan, dass er sich ein Soloalbum für ECM wünschte – mit Eicher als Produzent, am gleichen Ort, mit dem gleichen Instrument (der intime Saal von Radio RSI ist eine von Eichers bevorzugten Aufnahmelokalitäten, eine Alternative zu Studios in Oslo, Südfrankreich oder New York).

Hersch beginnt mit der behutsam eindringlichen und verinnerlichten Interpretation eines eher wenig bekannten wunderbaren Standards von Billy Strayhorn und Duke Ellington, «Star-Crossed Lovers». Dann betreibt er weiter in sechs Eigenkompositionen eine Art *anatomy of invention*: auch in Titeln wie «Night Tide Light», «Silent, Listening» oder «Starlight» nie vordergründig impressionistisch; in den abstrakten Ausflügen, zum Beispiel an die Enden der Klaviatur, nie forciert; in den anrührend melodiosen nie gefühlig; in den wenigen orchestral ausladenden nie pathetisch. Das gilt auch für die eindruckliche Auffaltung einer Trouville, Russ Freemans «The Wind», eine tänzerisch ausgelassene, filigrane Version des Klassikers «Softly as in a Morning Sunrise», und für das schöne, eher rare Stück von Alec Wilder, «Winter of My Discontent». Ein Selbstgespräch, wie gesagt. Ein Glück, sind wir dabei.



Metaphysische Parallelwelten: Aborigines im Regenwald von Darwin im Norden Australiens, 1970.



UNTERWEGS

Leben im Jetzt

Alberto Venzago

1970 werde ich von der Schweizer Armee aufgeboten und verweigere meinen Dienst. Knast oder auswandern. Mit meiner Familiengeschichte gibt es nur einen Weg.

Mein Schiff fährt von Genua rund um Afrika nach Melbourne. Viel weiter ging es auf meiner inneren Weltkarte nicht. Einfach so weit weg wie möglich.

Achtzehn Monate arbeite ich in einem Aborigine-Reservat im Northern Territory als Field-Researcher. Isoliert vom Rest der Welt, verharren die Ureinwohner Australiens jahrtausendlang in der Steinzeit. Sie kennen weder Schrift noch Ackerbau, Pfeil und Bogen sind ihnen fremd. Privateigentum gibt es nicht. Das Land gehört nicht den Menschen, es ist genau umgekehrt. Sie sind über Traumzeiten miteinander verbunden, leben in metaphysischen Parallelwelten.

Die Zukunft kennen sie nicht

Kürzlich musste ich das Wort «aboriginal» aus meinem Reisejournal streichen. Rassismus! Es gibt gerade mal fünf Weisse hier. Auch das werde ich wohl bald streichen müssen. Sonst nur full-blood-Aborigines.

Die australische Regierung versuchte damals verzweifelt, aus Schwarzen Weisse zu machen. Weniger als 500 000 überlebten. Alkohol, Krankheiten und Depressionen in einer ihnen fremden Welt rafften sie nieder.

Ich lerne zu jagen, zu schießen und mich bei Buschbränden zu schützen, wenn die Windböen die Flammen wie aus einem Höllenschlund vorantreiben. Ich lerne alles über halluzinogene Drogen und darüber, wie man sie aus Buschbeeren gewinnt. Ich lerne, wie man Witchetty-Maden roh isst und Warane von Hand jagt und im Feuer zubereitet. Ich lerne zu leben.

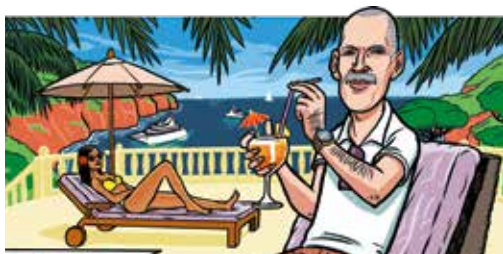
Nach achtzehn Monaten habe ich genug. Das Leben im Busch ist zu schwer.

Im dichten Regenwald von Darwin, ganz im Norden Australiens, schliesse ich mich einer Hippiekolonie an. Ein neues Leben in Baumhütten beginnt. Kiffen. Nichts denken.

Dann lese ich im Sydney Morning Herald, dass «meine» Aborigines in Warrabri unser Settlement angezündet haben und wieder als Nomaden in der Freiheit leben. Ich bin erleichtert.

Sie werden nicht lange überleben. Die Zukunft kennen sie eh nicht. In ihrer Sprache gibt es nur die Gegenwart. Es gibt keine Vergangenheit und keine Zukunft.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Kurt Cobain und ich

Mark van Huissing

An einem Samstagmorgen im April 1994 weckte mich das Piepsen meines Festnetztelefons. «Der Sänger von Nirvana hat sich umgebracht – du hast ihn doch noch interviewt», sagte *Blick*-Journalist H. Elias Fröhlich. «Kurt Cobain gab keine Interviews mehr, leider, ich habe ihn bloss live gesehen, bei einem seiner letzten Auftritte», antwortete ich. Das sei fast so gut, entgegnete er und fragte: «Wie war er denn so, der Kurt?» Ich gab Auskunft nach Kräften, bis mein Kollege mich unterbrach – «Danke, Mark, ich muss Schluss machen, Radio 24 wartet, gleich gehen wir auf Sendung, kannst gern Reinhören, ich werde dich prominent zitieren.» Was ich tat, logisch, man hört nicht alle Tage den eigenen Namen im Radio als Jungjournalist; ich

«Aber liefern Sie Boulevard, Blut und Kopfschuss, keine Künstlerwürdigung», sagte der Blick-Chef.

hörte ihn auch an diesem Tag nicht, nebenbei, bloss meine Worte, wiedergegeben vom Schweizer Cobain-Kenner und *Blick*-Musikexperten, ohne Quellenangabe.

Nach dem zweiten Nirvana-Studioalbum, «Nevermind», erschienen 1991, war das Trio aus Seattle weltberühmt. Das heisst, hauptsächlich wurde Leadsänger und -gitarrist Kurt Cobain wahrgenommen. Abgesehen davon, dass er ein aussergewöhnlich talentierter Song- sowie Textschreiber war, war er auch stilprägend (das Genre Grunge stand inhaltlich für Wut, Desillusionierung und Sozialkritik, äusserlich für Schlapper-Look, Keine-Frisur-Frisuren und lackierte Fingernägel bei Männern).

Cobain hatte eine schwierige Kindheit gehabt, danach eine schwierige Frau geheiratet (die ehrgeizige, aber weniger gute Musikerin Courtney Love). Zudem war er drogensüchtig, nahm Heroin gegen seinen Magenschmerz, hiess es, wohl aber auch, wie andere Poeten vor ihm, gegen den Ennui, den Weltschmerz. «In Utero», das dritte Album von 1993, war möglicherweise noch stärker, verkaufte aber bloss halb so gut wie «Nevermind» (bis heute fünfzehn Millionen Tonträger). Verkürzt: Nirvana, vor allem Kurt, darf als die vielleicht letzte Rocksensation beschrieben werden.

Für 1994 war eine Tournee geplant, auf der die Band auch in Europa auftrat; am 19. Februar in Neuenburg, im Patinoire du Littoral, einer Eishalle am See. Ihr Kolumnist war dort, doch *not impressed*, fand das Dargebotene schwach: «Statt 9000 Fans auf gewundenen Pfaden ins Musik-Nirvana zu spielen, trampelten die drei lustlos über kommerzielle Hauptstrassen», stand zwei Tage später auf Seite acht des *Blicks*. Umfang der Rezension vom einzigen Schweizer Auftritt des Jugendsubkultur-Phänomens: 757 Zeichen (oder weniger als dieser Abschnitt). Elf Tage später wurde Cobain in Rom, wohin er und seine Frau geflüchtet waren, in ein Krankenhaus eingeliefert, im Koma, Ärzte beschrieben seine Schmerzmitteleinnahme als Selbstmordversuch (Cobain widersprach offiziell; die Tour war bereits abgebrochen worden, das Konzert vom 1. März in München blieb Nirvanas letztes).

Retour zum Samstag meines Nicht-Auftritts bei Radio 24 respektive in die Themenkonferenz des *Sonntagsblicks*, wo ich als Wirtschaftsredaktor arbeitete, aber lieber Reporter gewesen wäre (weil ein solcher über alles berichten darf). «Kurt Cobain – nie gehört», erwiderte Fridolin Luchsinger, der Chefredaktor, auf mein Nachruf-Angebot aus aktuellem Anlass. Doch mir kam zu Hilfe, dass in der Redaktion CNN lief und der Sender Bilder von Jugendlichen zeigte, die vor dem Todeshaus in Seattle Schilder mit «I love Kurt» oder so in die Kamera hielten. «Also gut, aber liefern Sie Boulevard, Blut und Kopfschuss, keine Künstlerwürdigung», sagte der Chef.

Ich setzte mich darüber hinweg (auf zwei Dritteln meiner 2500 Zeichen); «Ich wünschte, ich wäre wie ihr: einfach zufriedenzustellen», gab ich eine Textzeile Cobains wie-

der. Und «gequält von Selbstzweifeln, geplagt vom Erfolgsdruck, gefangen vom Heroin: Das Leben brachte Kurt um.» Aber auch: «Er prügelte Courtney, schoss im Haus herum, wurde verhaftet, um, kaum entlassen, in den Kleidern seiner Frau zu schwören: «Ich werde Courtney immer lieben. Sie besorgt mir den besten Fick der Welt.»»

Die Überschrift, übrigens, lautete: «Rock-Idol jagte sich Schrot-Ladung ins Hirn». Keine Namensnennung. Stattdessen ein Hinweis darauf, dass die Blattmacher – diese sind zuständig für Schlagzeilen – zu Zweifeln neigten, ob mit Kurt Cobain tatsächlich ein Grosser gegangen war.



UNTEN DURCH

Frauen loben

Linus Reichlin

Seit ich pensioniert bin, habe ich mehr Zeit, um meinem Hobby nachzugehen, dem Frauenloben. Das klingt nach einem einfachen Hobby – aber es ist buchstäblich Raketenwissenschaft. Als ich vor zwanzig Jahren damit anfang, war ich noch naiv, getrieben von rosaroten Hoffnungen. Ich telefonierte mit Schreinereien und fragte, ob sie auch weibliche Schreiner beschäftigten. In der Schreinerei XY in Oberentfelden war dies der Fall, also fuhr ich dorthin und schaute in der Werkstatt der betreffenden Schreinerin eine Weile dabei zu, wie sie mit einem Forstnerbohrer Löcher in eine Buchenplatte bohrte. Als sie damit fertig war, sagte ich: «Hei, das haben Sie aber sehr gut gemacht! Alle Achtung, da ziehe ich meinen Hut!» Die Schreinerin baute sich vor mir auf (war einen Kopf grösser) und sagte: «Hätten Sie das auch bei einem Mann gesagt?» Ich sagte: «Nein.» Daraufhin wurde ich ziemlich ungehobelt ge-

beten, die Werkstatt zu verlassen. Als Nächstes besuchte ich eine Baustelle, auf der eine Betongiesserin arbeitete. Sie lief elegant wie eine Gazelle zwischen den Armierungseisen herum und betätigte scheinbar mühelos die

Als Nächstes besuchte ich eine Baustelle, auf der eine Betongiesserin arbeitete.

riesige Betonmischmaschine. Ich sagte: «Also, wie Sie das machen, Kompliment! Es gibt sicher viele Kunden, die den Beton nur von Ihnen gegossen haben wollen! Ich möchte hinzufügen, dass ich das nicht gesagt hätte, wenn Sie ein Mann wären. Einfach, weil ich Frauen loben möchte und nicht Männer.» Die Betongiesserin tippte sich an den Helm und goss weiter, aber zwei ihrer männlichen Kollegen bauten sich vor mir auf (waren zwei Köpfe grösser) und sagten, solche wie mich sehe man hier nicht gern.

Solche wie ich waren also offenbar Leute, die Frauen lobten: Das wurde also offenbar nicht gern gesehen. Damals sagte ich zu meinem Freund Bruno: «Ich habe verdammt noch mal das Recht, Frauen zu loben! Das ist ein freies Land! Ich kann loben, wen ich will!» Bruno sagte: «Ja, aber wenn du keinen Ärger willst, lob lieber Männer.» Und hier kommen wir jetzt zum politischen Hintergrund meines Hobbys: 5000 Jahre lang sind fast ausschliesslich Männer gelobt worden. In der Antike wurden Männer nur schon dafür gelobt, dass sie das Bronzeschwert nicht verkehrt rum in der Hand hielten. Und wenn sie's verkehrt rum hielten, wurden sie dafür gelobt, dass sie den Schmerz tapfer ertrugen.

Im 19. Jahrhundert wurden sogar Männer gelobt, die die Marseillaise furzen konnten (wie der Flatulenzkünstler Joseph Pujol). Das Männer-Loben nahm weltweit groteske Ausmasse an, bis die Feministinnen sehr zu Recht den Spiess umdrehten. Und dieses Umdrehen möchte ich mit meinem Hobby ja nur unterstützen. Aber man lässt mich nicht! Das wurde besonders deutlich, als ich vor zwei Jahren alle Hebel in Bewegung setzte, um eine Bohrplattform vor der norwegischen Küste besuchen zu dürfen. Dort arbeitete nämlich auch eine Ölbohrerin. Mit dem Helikopter landete ich bei Windstärke 9 auf der Plattform, kämpfte mich durch Sturm und Gischt zu der Bohrstelle und

schrie der völlig verölten und durchnässten Ölbohrerin ins Ohr: «You can do it!» Sie verstand mich nicht, und ich schrie noch mal: «You can do it! And you do it so good!»

Drei Wochen später erreichte mich ein Brief der Rechtsabteilung des Ölkonzerns. Man warf mir vor, ich hätte einer Mitarbeiterin gegenüber sexistische Bemerkungen gemacht. Es musste gerichtlich geregelt werden. Bei der Verhandlung sagte ich zur Richterin: «Bevor ich zu den Vorwürfen Stellung nehme, möchte ich Ihnen sagen, dass mein bisheriger Eindruck Ihrer Verhandlungsführung nur mit einem Wort adäquat beschrieben werden kann: brillanter, als ein Mann es je sein könnte!» Ich wurde verurteilt zu vierzehn Jahren als Galeerensklave, immerhin aber auf Bewährung – man ist ja jetzt human.



SEX Wenn es nicht mehr wie gewohnt geht

Dania Schifftan

Liebe Dania, ich bin ein Mann im, zugegeben, sexfreien Alter, nämlich 77 Jahre alt. Ich war in meinem gesamten Leben allerdings bemerkenswert aktiv, was den Sex betrifft, und ich muss gestehen: Er fehlt mir sehr. Aber mein dafür zuständiges Körperteil verweigert die Mitarbeit, das heisst, ich habe kaum noch eine Erektion. Muss ich mich damit abfinden, oder gibt es eine Möglichkeit, meinen kleinen Freund noch mal zu aktivieren?

R. W., Berlin

Die Idee, dass es ein sexfreies Alter gibt, ist komplett falsch. Sie müssen sich nicht von etwas verabschieden, das sie lieben. Ein Alter ohne Sex muss nicht sein, doch der Körper verändert sich, und das bekommen auch Sie zu spüren. Die Frage ist, wie Sie mit diesen Ver-

änderungen umgehen. Was tun, wenn alte Gewohnheiten plötzlich nicht mehr funktionieren und das, was ihn früher hart gemacht hat, nicht mehr klappt? Was es braucht, ist eine Umgewöhnung, und die funktioniert am besten in der Selbstbefriedigung. Nehmen Sie sich Zeit für Ihren Penis. Streicheln Sie ihn und finden Sie heraus, welche Berührungen eine angenehme Empfindung auslösen. Fragen Sie sich: Was fühlt sich gut an? Und nicht: Wie bekomme ich eine Erektion? Dasselbe empfehle ich Ihnen im zweiten Schritt für Ihre Paarsexualität. Neben dem Geschlechtsverkehr gibt es viele verschiedene Arten, einen Penis zu lieben, zu streicheln oder oral zu verwöhnen.

Finden Sie heraus, welche Berührungen eine angenehme Empfindung auslösen.

Je mehr Sie sich darauf fokussieren, herauszufinden, was sich gut anfühlt, desto eher kann es geschehen, dass Ihr Penis darauf reagiert und auch hart wird. Übrigens gibt es auch die Möglichkeit, mit weichem Penis in die Vagina, einen Mund oder eine Hand einzudringen. Ist das für Sie wichtig, gibt es Youtube-Videos und Bücher, in denen diese Technik aus dem Tantra beschrieben wird. Sie bietet eine wundervolle Chance, ganz viel am Penis zu spüren, ohne dass er dabei steif sein muss.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an
dania@weltwoche.ch



„Da wären wir vielleicht doch besser
mexikanisch essen gefangen...“

Emotionale Rendite



Ursprung der Memes: RDDT (Reddit).

Der Aktienmarkt lebt vom Glauben an die Zukunft. Und weil Glaube eben Glaube ist und nicht Wissen, schlägt die Emotion häufig die Ratio. Die Online-Community-Plattform Reddit gilt als Ursprung der Memes; eine Art sich wiederholender Schlüsselbilder, die durch einen Text mit einer satirischen Botschaft versehen werden. Reddit-Nutzer pushten im Jahr 2021 aus purer Liebhaberei den Aktien-

kurs der Einzelhandelskette Gamestop hoch, nachdem Hedgefonds mit Leerkäufen auf den Fall der Aktie gewettet hatten. Jetzt wird Reddit selbst an der Börse gehandelt, die Marktkapitalisierung entspricht nach dem IPO etwa dem Zehnfachen des Umsatzes. Die Rendite aber ist vor allem emotional. Beim König der Memes, Donald Trump, gilt dies umso mehr. Sein Online-Netzwerk Truth Social setzte ge-

rade mal gut 4 Millionen Dollar um und verzeichnete einen Verlust von 58 Millionen. Zwei Wochen nach dem fulminanten Start an der Börse hat sich der Glaube denn auch etwas gelegt: Die Aktie verlor einen Drittel ihres Werts.

David Schärer ist Marketing- und Werbe-Experte.

PEANUTS
by SCHULZ



Träumen mit Bambus

Ein aussergewöhnlicher Bau auf den Malediven stachelt die Sehnsucht nach der Ferne an.

Als ob die maledivische Natur nicht schon paradiesisch genug wäre, entstehen im südasiatischen Inselstaat auch immer wieder fabelhafte Gebäude. Letztes Jahr, zum Beispiel, ging auf dem winzigen Landfleck Vabbinfaru (Oberfläche: 0,29 Quadratkilometer) eine Restaurant-Anlage auf, die ganz im Sinn und Geist der örtlichen Natur erdacht wurde. «Die Malediven sind für ihr spektakuläres Unterwasserleben bekannt», sagte der verantwortliche niederländische Architekt Olav Bruin vom Rotterdamer Atelier Nomadic dem Onlinefachmagazin Dezeen, «wir wollten dieses Unterwasserthema architektonisch an die Oberfläche bringen, ohne es zu wörtlich zu nehmen», erklärte Bruin weiter.

So entstand auf Vabbinfaru eine einladende, luftige Gaststube, deren Dachform dem rosa-farbenen Peitschenrochen nachempfunden wurde. Diese Fischart grast hier im seichten, warmen Wasser die Lagune ab. Der Eingang des Restaurants, der über einen langen Steg zu erreichen ist, befindet sich unter dem unteren und schlankeren Teil des Dachs, der den Schwanz des Rochens darstellen soll. «Zufällig

stellten wir erst nach dem Bau der Struktur fest, dass der Innenraum ein wenig den Anschein eines riesigen Mantarochens macht», sagte Bruin. Die Anlage trägt den Namen «Madi Hiya», zwei Wörter aus der Dhivehi-Sprache, die Rochen (*madi*) und Schutz (*hiyaa*) bedeuten. Das Restaurant heisst «Yakitori», es werden japanische Speisen angeboten. Am Ende des Stegs befindet sich ein Meerwasser-Swimmingpool, der sich über zwei Ebenen erstreckt, während weisse Netze, die als Sitzgelegenheiten über dem Wasser dienen, die äusseren Ränder des Restaurants umschliessen. Zauberhafter kann man sich einen Inselaufenthalt kaum vorstellen.

«Biophile Architektur»

Das Atelier Nomadic hat sich, wie es angibt, der «biophilen Architektur» verschrieben. Das klingt etwas geschwollen, aber die Liebe zum natürlichen Leben ist auf Vabbinfaru in praktisch jeder Faser erkennbar: Das «Madi Hiya» ist aus Bambus gebaut. Dieser Rohstoff gilt als sehr nachhaltig, da leicht verfügbar und schnell wachsend sowie in vielen Eigenschaften mit Harthölzern vergleichbar.



THIEL

Klimaverwandtschaft

Klima-Oma: Wir Klima-Omas verlangen eine Entschädigung für das Klima.

Richterin: Verstehe ich das richtig? Ihnen ist kalt, und Sie geben dem Staat die Schuld für die Kälte, weshalb der Staat Ihnen das Heizöl vergüten soll?

Klima-Oma: Nein, im Gegenteil, es ist zu warm. Und deshalb verlangen wir vom Staat eine Entschädigung, damit wir uns einen Erholungsurlaub auf Mallorca leisten können.

Richterin: Da ist es ja noch wärmer.

Klima-Oma: Unsere Enkelinnen wollen sich lieber auf Mallorca von den Klima-Strapazen erholen.

Gerichtsschreiberin: Das betrifft nun bereits den nächsten Fall, der gleich anschliessend verhandelt werden soll. Es handelt sich um eine Sammelklage der Klima-Enkelinnen. Die beiden Parteien würden ihre Sammelklagen gerne verknüpfen.

Richterin: Und worum geht es da?

Klima-Enkelin: Wir Klima-Enkelinnen verlangen eine Entschädigung für das Klima, welches wir in Zukunft haben werden.

Richterin: Das können wir sehr gerne miteinander verknüpfen. Hiermit verurteile ich die Klima-Omas wegen Verursachung des Klimas, welches sie ihren Enkelinnen hinterlassen, und die Enkelinnen verurteile ich wegen Verursachung des Klimas, welches sie in Zukunft ihren Omas zumuten werden, zu gegenseitigen Entschädigungszahlungen.

Gerichtsschreiberin: Als Nächstes kommen die Corona-Opas und verlangen eine Entschädigung dafür, dass sich nicht alle haben impfen lassen. Und danach kommen die Corona-Enkel und verlangen eine Entschädigung dafür, dass sie sich haben impfen lassen müssen.

Andreas Thiel



Dem Peitschenrochen nachempfunden: «Madi Hiya» auf Vabbinfaru.



Genial: Sänger Billy Todzo, Sängerin Brigitte Wullimann, Bandleader Pepe Lienhard.



Deutsche Gäste: Stephan Kieselstein, Henriette Osterholt, Vater Christof Linke.



Im Schuss: «Kulm»-Chef Bardhyl Coli.



Im Takt: die Schwyzer Tambouren-Gruppe White Cross Drum Corps.



Zum Wohl: Unternehmer Erich Birrer, Partnerin Verena Mosimann mit Irene und Franz Xaver Berndorfer, Anwalt.

BEI DEN LEUTEN

Beschwingt in Arosa

Schön, schöner, am schönsten: Bei Kaiserwetter fand das traditionelle Ski-Weekend der *Weltwoche* statt.

André Häfliger

Praktisch keine Wolke am Himmel, 15 Grad auf 2000 Meter über Meer. Skifahren war so nur am Morgen möglich. Bestens gelaunt sagte *Weltwoche*-Chef Roger Köppel: «Das ist Wasserskifahren.» Unternehmerin **Silvia Affolter**, Miss Schweiz 1984, setzte von Anfang an auf Jägerhut und Wanderschuhe: «Was für eine fantastische Landschaft!» Der Walliser Cartier-Boutique-Chef **Roland Imboden** hingegen und seine Partnerin **Jeannine Matthys** machten am Skirennen mit: «Das gefällt uns. Es geht nicht um den Sieg, sondern um den Spass.» Köppel verzichtete auf den Start. Und witzelte: «Es macht sich nicht gut, wenn der Gastgeber gewinnt.»

«Einfach gern haben»

Am Abend dann der grosse Auftritt von Bandleader **Pepe Lienhard** («Swiss Lady»), der jahrzehntelang das Orchester des unvergesslichen **Udo Jürgens** («Ich war noch niemals in New York») stellte. Lienhard ist begeistert: «Arosa muss man einfach gernhaben.» Ehefrau **Chris-**

tine Lienhard war für ihre Stiftung Lebensfreude unterwegs. In der Lienhard-Band immer dabei ist Sänger **Billy Todzo**, früher auch Chauffeur von Udo Jürgens. Er sagt: «Pepe ist ein musikalisches Genie. Und ein wundervoller Mensch. Genauso wie Udo es war.»

Eine von so vielen Anekdoten wird Billy Todzo nie vergessen. Jürgens, seit 2007 österreich-schweizerischer Doppelbürger, habe ihm einmal von einer Begegnung mit einer Schweizer Frau erzählt, die ihn scheu und freundlich fragte: «Waren Sie wirklich noch nie in New York?» Das habe Jürgens sehr bewegt. Auch **Urs Wietlisbach**, «Kulm Hotel»-Besitzer, Partners-Group-Mitgründer und Präsident der Schweizer Sporthilfe, ist ein Jürgens- und Lienhard-Fan: «Arosa, Pepe und die *Weltwoche* gehören einfach zusammen!»

Danke fürs Kompliment! Passt zu den Gästekommentaren. «Kulm»-Direktor **Bardhyl Coli**: «Wir hatten alle mächtig Spass.» Anwalt **Franz Xaver Berndorfer**: «Das Hotel ist erstklassig. Toller Spa-Bereich, gemütliche Zimmer und feines Essen.»



Mit Elan:
Unternehmerin Silvia Affolter.



Der Berg ruft:
Die Weltwoche-Gäste im Anmarsch zur Hörnli-Talstation.



Fröhlich: Jeannine Matthys und Roland Imboden, Chef der Cartier-Boutique von Embassy.



Gerngesehen:
Maya und Bruno Bosshard.



Im Gespräch: Ursula Kähler, Partner Alexander Grau, Weltwoche-Autor.



Grund zur Freude:
Weltwoche-Chef Roger Köppel mit Gattin Tien, «Kulm»-Besitzer Urs Wietlisbach mit Ehefrau Simone.



Aus Österreich:
Luisa und Martin Bergner, IT-Unternehmer.

Es brüllt der Leu, er ladet zum Mahle

Landgasthof Leuen, Birmensdorferstrasse 56,
8142 Uitikon-Waldegg, Tel. 044 406 15 00

Der «Landgasthof Leuen» in Uitikon-Waldegg ist seit Jahren ein Restaurant mit weiter Ausstrahlung. Als die früheren Wirtsleute aufhörten, sprang der Architekt und Unternehmer Remo Schällibaum in die Bresche und machte es sich zur Aufgabe, das Restaurant/Hotel in alter Qualität weiterzuführen. Darüber, inwieweit das gelungen ist, wollten wir uns mit einem Besuch im «Leuen» selbst ein Bild machen.

Nicht alles folgt genau der Tradition, einiges an Neuem haben Schällibaum und sein Team eingebracht. Viele Produkte sind regional. Nicht aber das Fleisch von Angusrindern, das zwar nicht aus der Region kommt, aber von Schällibaum gewissermassen persönlich aus Paraguay gebracht wird: Die Tiere wachsen unter optima-



len Bedingungen an einem weiteren Standort des neuen Besitzers heran, und die Fleischqualität ist permanent gesichert. Schällibaum hat sich übrigens auch noch des Restaurants «Dörfli» im Dorfzentrum von Uitikon-Waldegg angenommen, und er hat auch noch eine spezielle Ukraine-Hilfe auf die Beine gestellt. Bei all dieser Vielfalt an Tätigkeiten scheint es eigentlich eher marginal, wie gut und zart dem Koch das Fleisch in unserm Gulasch gelungen ist, aber in einer Gastrokolumne muss man auch über diese

Dinge Auskunft geben. Man ist im «Leuen» flexibel: Die Lieblingssuppe eines Freundes stand nicht auf der Karte: Safran-Crème. Aber der Koch hat sie trotzdem problemlos geliefert. Auch die Curry-Crème-Suppe war sehr gut. Das Wiener Kalbsrahmgulasch gefiel uns ebenfalls, es war aber wesentlich weniger zart als das Filetgulasch Stroganoff von der Karte mit den Klassikern des Hauses, zu denen auch Wienerschnitzel, Tafelspitz, geschnetztes Kalbfleisch oder geschmorte Kalbsbäggli zählen sowie natürlich Steaks und Chateaubriand vom Angusrind.

Vom 30. Mai bis zum 30. Juni serviert der «Leuen» klassische brasilianische Küche von Gastkoch Iago de Lellis. Zudem finden hier auch unter dem Titel «Leuengebrüll» Veranstaltungen statt, an denen sich bekannte Persönlichkeiten dem Gespräch stellen, von Sportlerinnen über Weinexperten bis zu Moderatoren wie Nina Ruge oder Roger Schawinski.

WEIN / PETER RÜEDI

Fliegendes Schwergewicht

Vall Llach: Porrera Vi de Vila blanc 2022.
Priorat DOQ, Vinothek Brancaia, Zürich.
Fr. 38.–. www.vinothek-brancaia.ch

Porrera ist eine Gemeinde im Süden Kataloniens, ungefähr fünfzig Kilometer im Hinterland Tarragonas. Sie hat (Stand 2021) gerade mal 429 Einwohner, im Vergleich zu 723 im Jahr 1979. Will sagen: Auch hier, im Herzen des katalonischen Weinbaugebiets Priorat, herrscht Landflucht.

Der Weinbau an den steilen Terrassen, den Hängen der Sierra de Montsant, hat eine lange Geschichte. Sie reicht bis weit in die Antike und ins frühe Mittelalter zurück. Auch der Name «Priorat» kommt von einer Abtei älter als die Eidgenossenschaft, dem Priorat de Scala Dei; bis zur Reblaus-Katastrophe im 19. Jahrhundert war sie über Spanien hinaus angesehen. Dann folgte der brutale Niedergang, bis nach 1980 einige Pioniere wie Alvaro Palacios und René Barbier das Potenzial einer Zone wiederentdeckten, in der, von der Geschichte vergessen, nur noch der Fuchs dem Hasen gute Nacht wünschte. Was kann von da Gutes



kommen? Gerade von da, sagten die sich. Der Wiederaufstieg war rasant. Bereits 2001 wurde das Priorat mit seinen gerade mal 2129 Hektar Rebfläche zur Appellation auf der grössten verfügbaren Qualitätsstufe ernannt. Die Auszeichnung «DOCa» teilt sie gerade noch mit der ungleich grösseren von Rioja.

Dass heute in einer Gemeinde von gerade mal gut 400 Einwohnern drei hochrenommierte Kellereien arbeiten, ist allerdings erstaunlich: die Kooperative Cims de Porrera, Celler de l'Encastell von Raimon Castellví und Carmen Figuerola. Und Celler Vall Llach, gegründet 1996 von dem katalonischen Liedermacher und Aktivisten Lluís Llach und seinem Freund, dem Anwalt Enric Costa. Heute leitet den Betrieb Costas Sohn Albert.

Von den 37 Hektar Rebbergen sind ein Grossteil mit alten, bis hundertjährigen Reben bestockt, zum grössten Teil Garnacha und Cariñena, rote Trauben, die auf den markanten Schieferböden (katalanisch: *llicorella*) Weine mit extrem niedrigem Ertrag und besonderer Konzentration ergeben. Und mit auffallend mineralischem Charakter. Darunter als kostbare Minorität einige Stöcke mit weisser Grenache, Garnacha blanca.

Davon wurden im Jahr 2022 ganze 1680 Flaschen abgefüllt. Der Wein ist also schon von der Menge her eine Rarität. Aber auch im Glas erweist er sich als solche: viel weisse Frucht in der Aromatik, viele florale und würzige Noten; am Gaumen beträchtliches Volumen, reife Frucht (Pflirsich), reiche Unter- und Obertöne. Nicht zu opulent, elegant balanciert mit diskreter Säure und mineralischen Nuancen (eben vom Schieferterroir, denke ich). Lang im Nachhall.

Und wieder einmal der Hinweis: bitte nicht zu kalt trinken. Kommt er aus dem Kühlschrank, diesen Weissen eine Weile im Glas atmen lassen. Oder, noch besser: dekantieren.

Symbol der Zeit

Kaum ein Auto gibt mehr zu reden als der Cybertruck von Tesla: kein schönes, aber ein wegweisendes Fahrzeug.



Es ist ein wiederkehrendes Ritual, dass Automobilhersteller auf Messen aufregende Studien präsentieren, die weiterherum gezeigt und gelobt werden. Das von der Studie abgeleitete Serienmodell sieht dann in aller Regel sehr viel konventioneller aus. Die Designer von Audi beispielsweise haben 2023 den Activesphere vorgestellt, ein wandelbares Pick-up-Fahrzeug, bei dem auf Knopfdruck eine Ladefläche erscheint und das Cockpit aussieht wie eine Mischung aus Raumschiff und Game-Konsole. Ein ebenso gewagtes wie gelungenes Konzept, das man sich sofort auf den Strassen zu sehen wünscht.

Ob es allerdings jemals ein solches Auto geben wird, steht gewissermassen in den Sternen. Bei Tesla hingegen gibt sich der zu Hyperaktivität neigende Firmenmitinhaber Elon Musk mit schönen Konzepten nicht zufrieden. In der lesenswerten Biografie «Wie Elon Musk die Welt verändert» von Ashlee Vance heisst es: «Musk hatte etwas erreicht, was die anderen Autohersteller versäumt hatten oder nicht schaffen konnten. Er hatte Tesla zum Ausdruck eines Lebensstils gemacht. Das Unternehmen verkaufte nicht einfach Autos. Es verkaufte ein Image, ein Gefühl, an der Zukunft teilzuhaben, und eine Beziehung.»

Dass dies zutrifft, ist schon daran zu erkennen, dass Tesla-Besitzer ein fast schon religiöses Verhältnis zu ihren Autos haben. Dabei sind Model S oder 3 eher brav gezeichnete Fahrzeuge, das walfischartige Model X ist nicht einmal ein besonders erhebender Anblick. Das hat sich mit dem Cybertruck radikal ge-

ändert. Das Pick-up-Modell sieht aus wie eine eher entrückte Erscheinung aus einem kommenden Zeitalter. «Sein Design sieht aus, als wäre er entweder von einem Schuljungen entworfen worden, der nur mit einem Lineal bewaffnet war und keine Ahnung hatte, wie ein Lastwagen aussehen sollte, oder es sollte das nächste Batmobil werden», schreibt Gary Marlowe in *Medium*.

Etwas Zukunft

Es heisst, das Design des Cybertruck sei tatsächlich von kindlichen Vorstellungen geprägt. Im Hinblick auf die Erscheinungsformen von Elektroautos soll einer von Elon Musks Söhnen seinen Vater gefragt haben, warum die Zukunft nicht wie die Zukunft aussehe. Das Ergebnis ist nun ein Auto, das der «wahre Tony Stark» (*Forbes Magazine*) als radikales Symbol unserer Zeit hat entwerfen lassen. Ob es je auf Schweizer Strassen zu sehen sein wird, ist allerdings ziemlich offen, weil die Zulassungskriterien nicht erfüllt werden können, wie es heisst. Elon Musk hat es aber dennoch geschafft, dass selbst in Europa der Cybertruck breit diskutiert wird. Vielleicht, weil man damit tatsächlich an der Zukunft teilhaben kann.

Tesla Cybertruck «Cyberbeast»

Motor/Antrieb: 3 Elektromotoren, Allradsystem; Leistung: 630 kW / 857 PS; Hochvoltspeicher: 123 kWh (Lithium-Ionen); Reichweite: 515 km (WLTP); Verbrauch (WLTP): 22,2–23,6 kWh/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 2,7 sec; Höchstgeschwindigkeit: 209 km/h; Preis: 96 390 Dollar



OBJEKT DER WOCHE

Jobs' teure Visitenkarte

Visitenkarte von Steve Jobs
Für 181 183 Dollar versteigert

Steve Jobs gründete Apple 1976 zusammen mit Steve Wozniak und Ronald Wayne mit einem Startkapital von 1300 Dollar. Jobs' Visitenkarte aus dünnstem weissem Karton von 1983 ist heute fast das 140-Fache wert. Bei einer Versteigerung von Apple-Memorabilien in Boston war kürzlich jedenfalls jemand bereit, dafür 181 183 Dollar zu bezahlen. Immerhin ist die Karte mit einer Unterschrift des Computergenies vom Silicon Valley veredelt. Ins Auge sticht, dass das ikonische Logo mit dem angebissenen Apfel der knackigen Buntheit unterdessen entledigt wurde. Während die Regenbogenfarben selbst in den grafischen Alltag von Stadtverwaltungen Einzug hielten, präsentiert sich Apple heutzutage in sachlicherem Chrom oder Weiss.

1983 war die Zeit, als Steve Jobs mit seinen Apple-Leuten wie wild am ersten Macintosh-Modell (128k) arbeitete, das Anfang 1984 marktreif war. Auf der mittlerweile hochgehandelten «Apple Computer»-Visitenkarte ist er als Chairman, also als Verwaltungsratspräsident angegeben. Bei der Versteigerung in Boston kam unter anderem auch noch ein von ihm ausgestellter Wells-Fargo-Check von 1976 unter den Hammer, der wahrscheinlich der Finanzierung von Apple-1-Prototypen diente. Er brachte 176 850 Dollar ein.

2023 war Apple das wertvollste Unternehmen der Welt: Sein Börsenwert betrug ziemlich genau drei Billionen Dollar.

Benjamin Bögli

DER SINN DES LEBENS

Zoë Jenny, Schriftstellerin

Die Baslerin findet, dass zu lieben wichtiger ist, als geliebt zu werden; sie sagt, dass eiskalt duschen am Morgen gute Laune erzeugt; und sie bewundert Menschen, die den Mut haben, nein zu sagen, wenn alle ja sagen.

Weltwoche: Kaffee oder Tee?

Zoë Jenny: Tee.

Weltwoche: Was ist der Sinn des Lebens?

Jenny: Das ist individuell, für mich ist es sinnstiftend, zu schreiben.

Weltwoche: Was bedeutet das Wort «Gott» für Sie?

Jenny: Gott sehe ich wie Sigmund Freud als Illusion. Für mich als Atheistin gibt es keinen Gott, es ist für mich ein unzulängliches Konstrukt, eine psychische Stütze angesichts der Wirren des Lebens und der Gewissheit des Todes. Aber ich sehe überall das Wunder des Lebens, in einem Grashalm, einem Blütenblatt, in einer freundlichen Geste.

Weltwoche: Was ist die grösste Ungerechtigkeit auf Erden?

Jenny: In der Natur gibt es keine Gerechtigkeit, sie ist eine zivilisatorische und kulturelle Errungenschaft des Menschen, geboren aus der Empathie und der Reflexionsfähigkeit. Die grausamsten und flächendeckendsten Ungerechtigkeiten entstehen durch Kriege, die unzählige Menschen betreffen und über viele Jahrzehnte nachwirken.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Jenny: Dass eiskalt duschen in der Früh gute Laune macht.

Weltwoche: Gibt es ein Leben nach dem Tod?

Jenny: Die Vorstellung, dass mit dem Tod alles aufhört, ist schwer zu ertragen, aber wissen-



«Alles ist Windhauch»: Autorin Jenny, 50.

schaftlich ist es – gegenwärtig – wohl leider so, dass mit dem Tod jegliche Wahrnehmung endet.

Weltwoche: Was gibt Ihnen Kraft in Momenten der Verzweiflung?

Jenny: Die Predigt von Salomo im Buch Kohelet und der Satz «Alles ist Windhauch».

Weltwoche: Was ist das Wichtigste im Leben einer Frau?

Jenny: Frieden zu schliessen.

Weltwoche: Mit wem würden Sie bei einer Tasse Tee am liebsten diskutieren? Worüber?

Jenny: Mit Hannah Arendt. Über das Böse und warum es in der Welt ist.

Weltwoche: Was bedeutet Liebe?

Jenny: Liebe entsteht, wenn ein Mensch viele Partialbedürfnisse abdeckt. Dieses grossartige Gefühl hat einen schlichten Hintergrund. Liebe darf man nicht mit Verliebtheit verwechseln, Verliebtheit ist eine Psychose, mit dem Zweck, den Zweifel auszuschalten.

Weltwoche: Was inspiriert Sie am meisten?

Jenny: Die Natur, Literatur, Kunst und Musik. Ohne kann ich nicht sein.

Weltwoche: Was ist das grösste Missverständnis, das über Sie in Umlauf ist?

Jenny: Dass ich weniger als zehn Bücher geschrieben habe.

Weltwoche: Was ist der beste Rat, den Sie je bekommen haben?

Jenny: Den Moment zu geniessen.

Weltwoche: Was würden Sie der fünfzehnjährigen Zoë heute raten?

Jenny: Keine Angst zu haben.

Weltwoche: Welche historischen Persönlichkeiten bewundern Sie?

Jenny: Sophie Scholl, Anna Politkowskaja, Alexei Nawalny, überhaupt alle, die sich gegen Tyrannei erheben. Menschen, die den Mut haben, nein zu sagen, wenn alle ja sagen.

Weltwoche: Macht Geld glücklich? Weshalb? Weshalb nicht?

Jenny: Geld allein macht nicht glücklich, aber es kann dabei helfen, zufrieden zu werden, wenn man denn weiss, was wichtig ist im Leben. Armut ist demütigend und macht krank.

Weltwoche: Welcher Mensch bekommt nicht die Anerkennung, die er verdient?

Jenny: Alle Menschen, die anderen helfen und Berufen nachgehen, in denen die Empathiefähigkeit im Zentrum steht.

Weltwoche: Was ist das Schönste an der Schweiz?

Jenny: Das weltweit einzigartige System der direkten Demokratie.

Weltwoche: Welches Ziel möchten Sie noch erreichen?

Jenny: Mein bald erwachsenes Kind zu sehen, was es in der Welt so macht. Mein Hebräisch zu verbessern, noch ein paar Romane und meine Autobiografie zu schreiben.

Weltwoche: Was macht das Leben lebenswert?

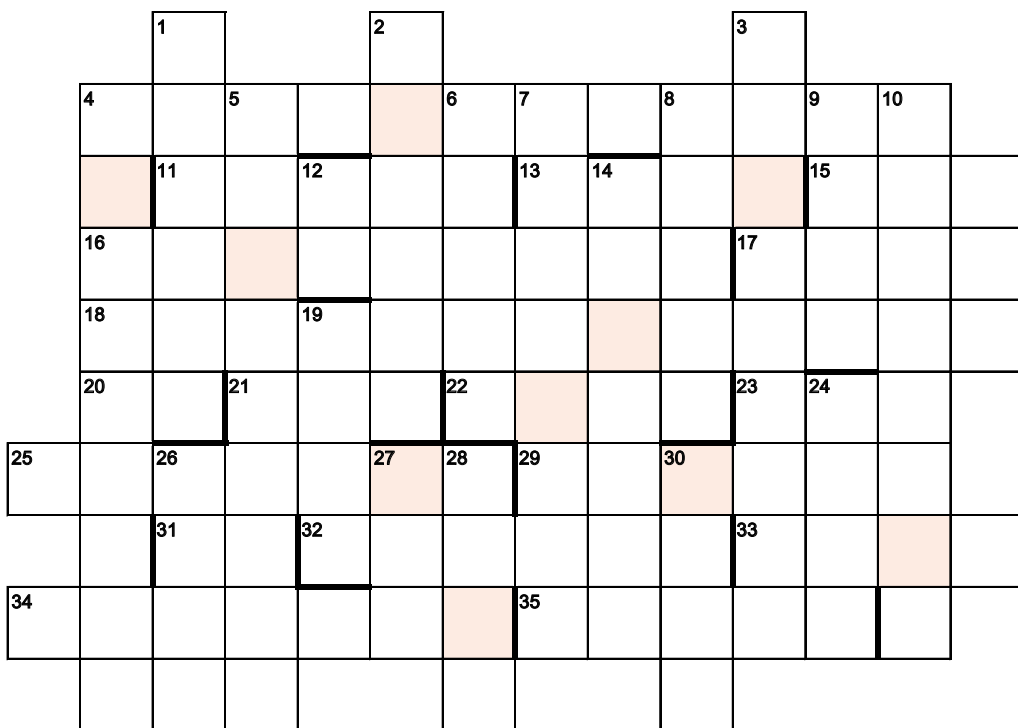
Jenny: Zu lieben, das ist wichtiger, als geliebt zu werden.

Zuletzt von Zoë Jenny erschienen: Der verschwundene Mond. Frankfurter Verlagsanstalt.

SIROCCO Moroccan Mint



Fasziniert mit unvergleichlich intensivem Aroma und dem belebenden Duft reiner marokkanischer Nanaminze. Ein erfrischender Genuss für alle Sinne. Diese Minze ist wesentlich milder und süsslicher im Geschmack als die bekanntere Pfefferminze.



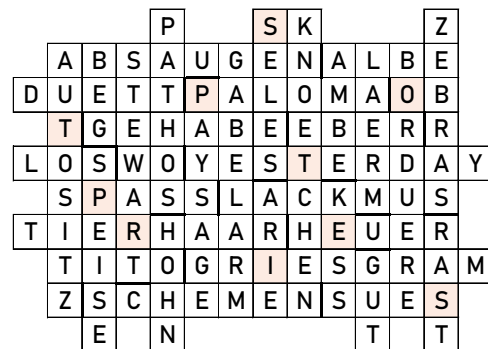
Lösungswort — jemand, dem sein Glace nicht gut bekommen ist?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 knapp mehr als eine Lammgebärerin **11** interessiert Salatliebhaber meist nur am ... **13** Stegosauriern innewohnende Selbstwahrnehmungen **15** altrömisches 6 senkrecht **16** mittels Generaleinfuhrbewilligung importierte Gartenwerkzeuge? **17** häufige Eigenschaft von alten Freundschaften und ebensolchen Hosen **18** Haarpflegeprodukte einnehmen? **20** ist für Chemiker Gold wert und für Deutschschweizer ebenso **21** der zugkräftige Zugteil **22** in Klettersteigen und in Bäckereien zu finden **23** liebt etwas heiss, kühlt aber in manchen Gegenden **25** gehört paradoxerweise nicht zur Beute von ...-dieben **29** Sportclub-Wauwau? **31** in der Steinzeit noch unbekanntes Steinzeit-Ende **32** diese Spinnerin ist kein Fall für die Psychiatrie, sondern für die Mythologie **33** Erfolg im Kampf um Ruhm und Preisgeld **34** verlangt weder eine 35-Stunden-Woche noch Sozialzulagen **35** Remppler in Stapel-Form

Senkrecht — **1** frankophones Office **2** auf dem Esstisch oder z. B. in «Das Leben der Anderen» zu sehen **3** zeichnet sich eher durch Schnelligkeit als durch Mut aus **4** Zuteilung an russischen Jagdflugzeugen? **5** lateinisches Brett vor Einfahrt **6** was so ist, ist oft auch billig **7** entlarven Brillenbedarf **8** Winterkost gewisser Völker **9** nur 1/3 Goffinkakadu, aber trotzdem ein ganzer Vogel **10** enden gut, wenn auch nicht in dieser Reihenfolge **12** knapper Tabakabstinenzler **14** Bestandteil von Spitzwegerichte, wird nicht nur im Teehaus serviert **19** dient dem Nahost-Handel **24** in manchen Weihnachtsguetzli und in Spanischen Nüssli enthalten **26** fremder Skeletteil in Fribourg **27** kann in Paris Türen öffnen **28** haben manche Tiere auf und manche Bläser vor dem Kopf **30** nimmerländischer Bösewicht

© Daniela Feurer – Rätsel Factory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 863



Waagrecht — **2** SK (Slowakei) **5** ABSAUGEN (ABS-Augen) **9** ALBE **12** DUETT **13** PALOMA (span. f. Taube) **14** OB **15** GEHABE (Ge Ha Be (GHB)) **16** EBER **17** Achtung, fertig, LOS! **19** Wort **20** YES[TERDAY] (engl. f. Gestern) **21** SPASS muss sein **22** LACKMUS (Lack-Mus) **25** TIERHAAR **27** SCHEUERpulver **29** TITO **30** GRIESGRAM **32** SCHEMEN **33** SUESSES

Senkrecht — **1** PATHOS **2** Monica SELES **3** KNOETCHEN (K Nötchen) **4** ZEBRAS **5** AUTOSITZ **6** BEG (engl. f. betteln) **7** STEWART (Stew-Art) **8** GABELARM **9** SchAMBEin **10** LAERM **11** BORD(legt)UERE **13** PAYSAGE (Pay-Sage) **18** SPEISE **23** ARIE **24** HexenKESSELn **26** HOHN **28** RAST **31** GUT

Lösungswort — **SPOTTPREIS**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



CONQUEST HERITAGE
CENTRAL POWER RESERVE

Elegance is an attitude
LONGINES
